NR. 2 1913

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

OKTOBER

Jnhalt:

Max Brod, Von Gesetzmäßigkeiten der Kritik / Carl Sternheim, Busekow / René Schickele, Hymnen und Pamphlete / Franz Werfel, Der Besuch aus dem Elysium / Wilhelm Hausenstein, Georg Büchner / Franz Blei, Abenteuer / Ernst Stadler, Romain Rolland: Jean-Christophe / Alain, Heilmittellehre / Walter Krug, Der Meister / Paul Zech, Der blassen Blonden in der Ferne / Albert Ehrenstein, Sommer / Otto Pick, Dem Bürgermädchen, Mein Tag / Franz Werfel, Die Unverlassene / Paul Merkel, Zwischen den kleinen Seen / Emile Zola, Briefe an Cézanne

Leipzig / Verlag der weissen Bücher

DIE WEISSEN BLÄTTER

ZWEITES HEFT ERSTER JAHRGANG OKTOBER 1913

INHALT:

	Seite
Max Brod: Von Gesetzmäßigkeiten der Kritik ..	99
Carl Sternheim: Busekow	107
René Schickele: Hymnen und Pamphlete	117
Franz Werfel: Der Besuch aus dem Elysium	123
Wilhelm Hausenstein: Georg Büchner	134
Franz Blei: Abenteuer	152
Ernst Stadler: Romain Rolland: Jean-Christophe	168
Alain: Heilmittellehre	173
Walther Krug: Der Meister	175
Paul Zech: Der blassen Blonden in der Ferne	178
Albert Ehrenstein: Sommer	185
Otto Pick: Dem Bürgermädchen, Mein Tag	186
Franz Werfel: Die Unverlassene	188
Paul Merkel: Zwischen den kleinen Seen	189
Emile Zola: Briefe an Cézanne	198
Glossen	⟨im Inseratenteile⟩

Hölderlins Sämtliche Werke in sechs Bänden / G. Fuchs, Die Frau in der Karikatur / Réflexions sur la Vie. Par Remy de Gourmont / Franz Werfel, Wir sind: Neue Gedichte / The Victorian Age in Literature. By G. K. Chesterton / Barrés

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1913 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG

NR. 2 OKTOBER 1913

VON GESETZMÄSSIGKEITEN DER KRITIK

DIE literarische Kritik nimmt, gesprochen und gedruckt, in unserem Kulturleben einen so breiten Raum ein, sie ist so sehr zu einem sozialen und sogar auch ökonomischen Faktor ‹von Verlagen und Autoren aus gesehen› geworden, daß die Zeit gekommen scheint, in der man die Gesetzmäßigkeiten dieser Kulturerscheinung wird genauer erforschen müssen. Die Künste haben längst ihre Theorien, man will sogar das Aufblitzen genialer Werke auf biologische und materielle Gründe, Notwendigkeiten zurückgeführt haben. Warum wird dies mit der Literaturkritik nicht versucht? Warum wird nicht erklärt, weshalb über solche und solche Bücher gut oder schlecht geschrieben werden mußte? — Offenbar hält man die Kritik für einen getreuen Spiegel der hingehaltenen Werke und glaubt genug getan zu haben, wenn man das Lob der Kritik aus der Lobenswürdigkeit des Objekts herleitet. Anders könnte ich mir die Gleichgültigkeit der Kulturforscher gegen die immanenten Gesetze der Kritik nicht erklären. Vielleicht aber wurden diese Gesetze einfach bisher nicht bemerkt, nicht formuliert, und deshalb wage ich mich mit dem Versuch hervor, einige meiner Erfahrungen, die auf Gesetzmäßigkeiten hinzudeuten scheinen, hier in der Hoffnung zusammenzustellen, daß ich damit den Anstoß zu einer systematischen Durcharbeitung des Gebietes gebe.

Gewiß hängt die Stellung der Kritik zu einem Werke auch von der ästhetischen Valenz des letzteren ab. Ich bin nicht Skeptiker genug, um diesen Satz, der den Erwartungen des »gesunden Men-

schenverstandes« entspricht, rundweg in sein Gegenteil zu verkehren. In diesem Sinne wäre also die Kritik, als Gesamtheit, als Lebenserscheinung betrachtet, nur den allgemeinen ästhetischen Gesetzen untergeordnet. Ihre Erforschung wäre Gegenstand der Ästhetik. Jede Abweichung könnte auf Fehlerquellen zurückgeführt und reguliert werden. — Aber schon die einfache Betrachtung, daß die ästhetischen Gesetze eine ganz imaginäre Größe, etwas gar nicht Bestehendes, jedenfalls nicht Ausgemachtes sind, widerlegt diesen Schein. Auch streben die wenigsten, die heute Kritik machen, nach der Statuierung ästhetischer Gesetze, vielfach glaubt man ästhetische Theorien sogar prinzipiell verachten zu müssen. Man urteilt nur nach dem »Gefühl«, dem man eine souveräne Treffsicherheit, soweit es die eigene Person betrifft, zuzuschreiben nicht ermangelt ... Ob nun ästhetische Gesetze sich unbewußt durchsetzen oder nicht, ob auch der letzte Skribent seine Laune für untrüglich halten darf oder nicht: jedenfalls dürfte es sich verlohnen, die Kritik einmal als ganz selbständiges Gebilde, unabhängig vom Kunstwert des Kritisierten, auf Gesetzmäßigkeiten hin zu durchsuchen. Schon der Umstand eben, daß durch das verworrene Medium ästhetischen Verhaltens hindurch eine gewisse Uniformiertheit der abgegebenen Kritiken unverkennbar bleibt, spricht für die Wichtigkeit der außerästhetischen Momente der Kritik, deren ich im folgenden einige anführen will.

Eine solche Betrachtung scheint mir nicht unförderlich zu sein. Eine neue Fehlerquelle wird aufgedeckt und gibt den Resultaten der Kritik, deren Wert dadurch nicht geschmälert, sondern gerade erhöht wird, eine veränderte Bedeutung. Glaubte man bisher eine Kritik als abhängig von der ästhetischen Valenz und eventuell nur noch vom persönlichen Wohlwollen oder Mißwollen des Rezensenten auffassen zu dürfen, so zeigt sich jetzt eine dritte große Gruppe von Motiven, deren Macht aus dem Wesen des Kritisierens selbst entspringt, ohne Rücksicht auf den ästhetischen Wert und ohne, sogar gegen den Willen des Kritikers. Mit Aufdeckung dieser dritten Gruppe, dieser außerästhetischen Gesetzmäßigkeiten soll die Kritik nicht ironisiert sein, wie schon oben bemerkt. Es sollen vielmehr diese Gesetze, die aus der Sache selbst entspringen und mit der Notwendigkeit von Naturkräften sich durchsetzen, deren Wirken also ohne jede Senti-

mentalität zu betrachten ist, den objektiven Kern der Kritik umso reiner hervorspringen lassen. —

Das Werk einer zeitgenössischen Dichterpersönlichkeit erscheint notwendigerweise in der Form der Zeitlichkeit auseinandergelegt, ein Hintereinander, kein Zugleich. Schon dies ergibt für die Kritik eine gleichsam apriorische Form, in die sie sich notwendigerweise kleiden muß, und dies ganz unabhängig von dem Wert des Kritisierten. Es muß nämlich das erste Werk eines Dichters stets als eine Anfängerarbeit, als technisch mangelhaft oder als noch nicht ganz durchlebt, als »ein Versprechen« aufgenommen werden. Die ständige Phrase ist die, daß man »dem nächsten Buch des Autors mit vielen Erwartungen entgegensehe«. Unmöglich, diese Schablone zu durchbrechen. Denn sie ist ‹das betone ich› im Wesen des Kritisierens selbst gelegen. Es hat sich nämlich, infolge überwiegender Erfahrungen in dieser Richtung, eine Art Zeremoniell oder Taktgefühl entwickelt, das allzu entschiedenes Lob für ein Erstlingsbuch verbietet. Versucht einmal ein junger, des Metiers noch unkundiger Rezensent seinem Gefühl nachzugeben und nach Herzenslust das, was ihm gefällt und sei es auch ein Debut, zu lobpreisen, so kann er sicher sein, von eingelebteren Buchbesprechern gehörig in die Schranken gewiesen zu werden. Ja, seltsamerweise stimmt auch das Publikum in den Ruf mit ein: Man müsse abwarten, vorsichtig sein, den jungen Mann nicht verwöhnen, ganz unzweideutiger Beifall sei direkt unmoralisch und dem Anfänger schädlich. — Ich kenne sogar Zeitungen, die energisch zustimmende Kritiken eines ersten Buches mit Berufung auf diese Üsance ablehnen.

Wie erwähnt: in tausend Fällen mag dieses Vorgehen der Kritik sich bewähren, tausend Erstlingsbücher mögen wirklich nur mit Reserve aufzunehmen sein. Das Traurige ist nur, daß die Gesetzmäßigkeiten der Kritik mit ihrem ungeheuren Trägheitsmoment auch gegenüber den literarischen Ausnahmen, den genialen Sturm-Anläufen, sich durchdrücken. — Zuzugeben ist, daß das geniale Werk manchmal auch die entgegenwirkende Gesetzmäßigkeit der Kritik überwindet. Aber ein Widerstand ist da, eine immanente, um den Wert des Werkes unbekümmerte Schablone der Kritik, ein universales Formprinzip des Rezensierens, und dieses aufzudecken, dürfte nicht überflüssig sein.

Dieses Formprinzip ist gleichsam eine mechanische durchschnittliche Nachäffung der »Entwicklung«, die der Schaffende in individuellster Weise erlebt. Man hat gleichsam nur herausgebracht, daß jeder Dichter sich irgendwie entwickelt. Also ist es Durchschnittspflicht der Kritik geworden, Entwicklungen zu konstatieren. Mit jedem neuen Buche wächst irgendwie, ganz geheimer Weise, das Ansehn des Dichters. Er avanciert. Man setzt eben voraus, daß er sich entwickelt hat. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, behandelt man den Dichter mit etwas mehr Respekt als vorher. Diese Tatsache kann leicht dadurch verschleiert werden, daß das neue Buch des Dichters dennoch beschimpft, geschmäht wird. Man lasse sich dadurch nicht irre machen und sehe näher zu, man vergleiche namentlich größere Zeitstrecken: man wird finden, daß der ganze Ton der Kritiken über einen Dichter erheblich gemildert worden ist. Kein Rezensent bringt die kühle Verachtung für spätere Werke auf, die ihm zu Anfang einer Dichterlaufbahn so glatt von der Zunge geht. Das Prinzip der Anciennität wirkt unauffällig, aber umso unwiderstehlicher. Frappante Beispiele hierfür bietet das Verhalten der Kritik gegen Wedekind und Eulenberg. Die Angriffe dauern ja fort, aber ein mysteriöser Klang der Anerkennung zittert auch bei den ärgsten Schreiern zwischen den Zeilen. Diese Dichter haben sich bei der Kritik aufgedient, sie haben mit so und so viel durchgekämpften Kriegsjahren wie durch stillschweigende Übereinkunft einen gewissen Rang erreicht, über den kein noch so lauter Tadel hinwegtäuscht. Das Seltsame ist eben, daß dieser Rang von Wert und Unwert der Dichtungen ganz unabhängig und lediglich eine Folge des Zeitablaufs ist. Wert und Unwert wirken natürlich ebenfalls als Motive der Kritik, aber der insgeheim erlangte Rang modifiziert das Urteil mit der ihm eigenen gesetzmäßig stillen Wucht.

Zu bemerken ist, daß dieser »Rang« der Anciennität eigentlich weniger den neuen letzten Werken der Autoren zugute kommt, als den vor langer Zeit erschienenen. Gewöhnlich werden sogar die früheren Bücher gegen die neuen ausgespielt und eine rückläufige Bewegung des Autors zeigt sich, zeigt sich aber nur für den Augenblick, denn eigentümlicherweise summieren sich diese bei Erscheinen jedes Werkes festgestellten Rückschritte im ganzen zu jenem unsicht-

baren, gleichsam automatischen Fortschritt, der die Gesamtperson des Dichters mit allmählichem Anschwellen emporhebt.

Als Grund für diese eigentümliche gesetzmäßige Erscheinung der Kritik, die der individuellen Entwicklung der Dichterpersönlichkeit ein schablonenhaftes Avancement substituiert, wüßte ich kaum etwas anderes anzuführen als die Kürze, den geringen Umfang, den der heutige Zeitungsbrauch den einzelnen Rezensionen zubilligt. Man vergleiche doch mit der üblichen Besprechung den Aufsatz Goethes über Voß oder, wenn man dieses höchste Muster nicht anrufen will, jedes Urteil über eine dichterische Leistung, das sich der Form des Kommentars nähert. Ein gewisser Umfang der Kritik wird von vornherein für jedes Buch als der einzig zweckmäßige im Minimum zu fordern sein, ohne Gründlichkeit und Ausführlichkeit ⟨wie sie etwa Hofmiller übt⟩ ist es unmöglich, sich dem nivellierenden Einfluß der oben angedeuteten Gesetzmäßigkeiten zu entziehn. Hingegen verleitet die gebräuchliche Kürze der Kritiken, da sie das Wesentliche des Kunstwerks nicht darstellen kann, zu einer oft beinahe formelhaften Registrierung des vorliegenden Materials, so daß als deutliches Symptom der inneren Gesetzmäßigkeit der Kritik nun auch noch eine äußere ausdrucksmäßige Gesetzlichkeit, Schablonenmäßigkeit auftritt. — Ich habe einmal ⟨»Das literarische Echo«, 15. November 1911⟩ den »Kitsch« in der Literatur zu charakterisieren gesucht. Man könnte mit demselben Rechte die in der Kritik häufig auftretenden erstarrten, ohne Bezug auf ihren inneren Gehalt verwendeten und dabei anspruchsvoll tuenden Wendungen und Gedankengänge als »Kitsch in der Kritik« bezeichnen.

Ein typischer Fall ist es, daß der Kritiker, der selbstverständlich ⟨wer könnte ihm einen Vorwurf daraus machen⟩ die ihm verfügbaren fünfzig Zeilen nicht zur Entwirrung einer komplizierten, vielleicht aus jahrelangem Erleben und Denken hervorgegangenen Arbeit ausnützen kann, von diesem von vornherein aussichtslosen Problem sich abwendet und nur — den Titel oder Untertitel des Buches kritisiert. Ist es ein Roman, so beweist er, daß es besser »Novelle« hätte genannt werden können. Ein »Drama« wäre eher als »lyrische Szene«, eine »Skizze« eher als »Stimmungsbild« zu drucken gewesen. — Bei der vagen Bedeutung, die den meisten ästhetischen Terminologien

innewohnt, kann man sich den Wert solcher Zurechtweisungen vorstellen. — Besteht ein Buch aus mehreren Novellen, so werden wenige Kritiker sich enthalten, eine oder die andere als nicht in das Werk hineingehörig zu bemängeln. »Sie wäre besser weggeblieben« heißt es. Müßiges Herumreden! Eben so müßig, wie der von Kritikern mit Vorliebe angeregte Streit, welche der Novellen die beste sei. Sammelt der Autor die verschiedenen Urteile, so bemerkt er bald, daß alle Novellen die besten und zugleich die schlechtesten sind. Eine nähere Begründung wird meist nicht angegeben. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß ein innerliches System fehlt, daß alle dieses Hilfsmittel der Kitsch-Kritik nur den Anschein erwecken sollen, als sei doch in Kürze etwas gesagt worden. In Wahrheit ist nichts Sachliches, nichts Technisches geleistet. Auch die Hervorhebung einzelner, angeblich verfehlter Vergleiche oder Sätze kann wenig fördern, da in der Regel gar nicht ersichtlich ist, von welchem höheren Gesichtspunkt aus der Tadel erfolgt. Dem Autor scheinen vielleicht gerade diese Sätze besonders schön, sie gefallen ihm selbst noch, wenn er sie mit Anführungs- und Ausrufungszeichen an den Pranger gestellt sieht. Da der Kritiker sein Mißfallen nicht durch Hinweis auf allgemeine Regeln begründen kann, da ihm der Raum fehlt, ins einzelne zu gehn, ist jede Möglichkeit benommen, sich auseinanderzusetzen und zu verständigen.

Die Fiktion, daß auch in aller Kürze eine das Wesentliche erfassende Kritik aller künstlerischen Werke ‹bei manchen mag es ja stimmen› gegeben werden könne, bringt es mit sich, daß man ein Werk mit Feststellung von Anlehnungen, Ähnlichkeiten mit andern Werken desselben oder eines anderen Dichters, mit Statuierung einer Schule, einer Richtung abgetan glaubt. Von solchen Rezensenten sagte Goethe ‹zu Riemer›: daß ihr ganzes Urteil und Absprechen bloß darauf beruhe, daß ein jeder wie im Dominospiel bloß den Stein lobt, an dem er seine Zahl anschieben kann. — Überhaupt wirken alle Gesetzmäßigkeiten der Kritik im Sinne der Vergröberung des Urteils. Man sieht Gruppen, Verbindungen, Beeinflussungen, wo doch eigentlich nur die allerpersönlichste Differenz aufgespürt werden sollte. Von den Richtungen wieder sieht man nur die grellen, programatischen, plakatmäßigen. Und zwar ‹dies wird nur auf den

ersten Blick paradox scheinen) erringen sowohl die extrem banalen »Schulen«, wie die extrem aufrührerischen, revolutionären am ehesten einen Erfolg. Es gibt eine Konvention dessen, was die Kritik mit Vorliebe und Leichtigkeit annimmt, wie eine Konvention dessen, was sie heftig bekämpft. Beide Konventionen sind einander im Grunde gleichwertig und auch der laute Widerstand der Kritik verhilft (wie oben gezeigt) zu sicherem Avancement und Rang. So kann die von Gesetzmäßigkeiten beherrschte Kritik (glücklicherweise gibt es Köpfe, die sich hartnäckig dieser Gesetze erwehren und die vielleicht, sobald diese Gesetze genauer erkannt sein werden, ihren kühnen Widerstand gegen die tote Natur noch erhöhen werden) am besten unter dem Bilde einer ausgesungenen Stimme vergegenwärtigt werden, welche die hohen und tiefen Töne noch gut besitzt, indes die Mittellage, die unscheinbare und doch so wichtige Mittellage fehlt. — Es findet die Kritik, in ihrer durch Kürze korrumpierten Form, für den ganz im bürgerlichen Geschmack und für den ganz unbürgerlich schreibenden Autor am schnellsten eine Prägung: entschiedenes Lob, entschiedene Ablehnung. Dagegen wird der echtere Künstler, in seiner von literarischen Parteien losgelösten, mittleren Stellung, mit seinem Gemisch rauher und lieblicher Töne, mit seinem nicht durchaus auffälligen, zum Teil die Tradition aufnehmenden und fortbildenden Wirken, mit seiner durchgebildeten Sprache ohne Absonderlichkeit, ohne Schlagworte, ohne Protest gegen das Aktuelle, mit seinen in Zartheit übermächtigen, nicht in scharfer Kontur ausgestellten Gefühlen — wird ohne besonderen Eindruck vorübergehen. Er schmeichelt nicht, er reizt nicht auf, zumindest sind diese Wirkungen für ihn nur akzidentell. Er wirkt für das ruhig aufnehmende Gemüt, für die Seele mit ausgebildeter Mittellage. — Eine Äußerung Herders über Goethe, die diese Verhältnisse vortrefflich erkennt, ist durch Falk aufbewahrt: »Im ganzen aber ist der Silberstift von Goethe für das heutige Publikum zu zart, die Striche, die derselbe zieht, sind zu fein, zu unkenntlich, ich möchte fast sagen, zu ätherisch. Das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge kann sie eben deshalb zu keinem Charakterbilde zusammenfassen. Die jetzige literarische Welt, unbekümmert um Zeichnung und Charakter, will durchaus mit einem reichergiebigen Farbenquast bedient sein!«

Mit dieser gesetzmäßigen Vernachlässigung aller Zwischennüancen durch die Kritik hängt es zusammen, daß man so selten in den Rezensionen das ausgedrückt findet, was eigentlich den Dichter zu seinem Werke gedrängt und ihn daran gefesselt hat, was ihn im Gespräch mit anderen Autoren interessiert und fördert, was schließlich auch für den künstlerisch empfindenden Leser das allein Wirksame bleibt. So bietet die Gesamtheit der heutigen Kritiken vom Standpunkt der Kunst aus gesehen ein unergründliches Chaos, in das erst dann eine überraschende, freilich auf Unwesentlichstes gebaute Ordnung kommt, wenn man ‹wie hier versucht wurde› diese Wirrnis von außerkünstlerischen Standpunkten zu überblicken beginnt.

Max Brod.

BUSEKOW

Eine Novelle

(Fortsetzung)

Acht Tage später wieder frei, begab er sich unter dem Schutz der Dämmerung zu ihr. Da er an die Tür klopfte, öffnete sie und zog ihn gegen ein erleuchtetes Zimmer, in dessen Mitte, dem Klavier genüber, ein gedeckter Tisch stand. Busekow hörte das Summen des Wasserkessels, roch den Duft eines Kuchens und sah in weiß und gelben Farben Blumen gebunden.

Sie blieb aufrecht vor ihm, legte einen Arm um seinen Hals und strich mit der anderen Hand ihm Haar aus der Stirn. Dabei hing ihr Blick in seinem. Ein Wort wollte er sagen und vermochte nichts, lächelte sie und bewegte verneinend den Kopf. Plötzlich lief zischend der Kessel über. Sie ließ den Mann und war mit zwei Schritten am Tisch, hob das kupferne Gefäß, schwang es gegen die Kanne und ließ heißes Wasser in sie stürzen. Verharrend folgte er der Bewegung. Wie sie goß, zuteilte, zurechtstrich und schließlich winkte. Da setzte er sich zu ihr ins Sofa.

Überstürzte Frage und Antwort schwirrte. Alles Wie und Was ihres heutigen Lebens saugten sie in sich hinein, stürmisch verständigten sie sich über Gelände und äußere Grenzen ihres Glücks. Und als nirgends jählings der Abgrund auftauchte, der ein augenblickliches Halt rief, war mit ihnen ein einziges Glück. Sie hatte beide Arme erhoben und saß mit aufgerissenen Augen stumm wie eine Schreiende. Er hieb die geballte Faust in den Tisch.

Da später Dunkelheit und die Decke des Bettes schützend über ihnen ruhte, nahm sie zuvor plötzlich seine Hände, faltete sie ihm auf die Brust und hauchte an sein Ohr: »Vater unser, der Du bist

im Himmel« und murmelte weiter. Er aber erschrak heftig und schämte sich, weil heute und sonst Gebet ihm fern und fremd war. Doch bewegte er die Lippen und stellte sich, als folge er ihr in jeder Silbe. Trotz seiner Lüge wurde auch der Sinn des Gebetes in ihm erreicht, denn Ruhe war an Stelle brennenden Verlangens getreten, als er jetzt seinen Arm um sie legte, Glied an Glied zart fügte und reinen Atem aus seinem Munde auf sie herabwehte. Sie hielten sich erst schwebend und wie aus Erz gegossen. Noch spürte jeder den eigenen festen Umriß und die verhaltene fremde Person.

Da rief sie »Christof«, und zugleich sah er das Blau ihres Auges sich verschleiern und verschwinden, rund quoll Weißes über den ganzen Ball. Und zum andernmal erschrak er vor ihr und wußte nicht, wie sich in Einklang mit ihr bringen. Bebend stieg er in sein Innerstes nieder und brachte Konfirmationstag und seiner Mutter Sterbestunde herauf. Aber auch so versehen, holte er die Seele der vor ihm Ausgebreiteten nicht ein, und seine Anker griffen nicht ins Mutterland der Hingegebenen.

Doch schmolz viel harte Schale an ihm. Schon wurde mancher Zelle Kern erweckt und goß sich in den Kreislauf der Säfte. Und jede Welle Leben, die er in sie schickte, kam als brausende Sturmflut in sein Blut zurück, die Schutt und Asche fortriß, bis schließlich an des Lebens Nerve donnernd, sie ihm den Mund zu einem hellen Ruf aufspreizte. Da, während er gegen die andere Wand des Bettes zurückwich, verklärte himmlischer Schein des Weibes Gesicht.

Er erfuhr von Gesine, Vater und Mutter habe sie früh verloren und Ernährerin ihrer jüngeren Geschwister sein müssen. Emsig verglichen sie ihr Kinderleben, freuten sich, dieselben Spiele gespielt zu haben, und als beide ihre Vorliebe für die gleichen Speisen in jener Zeit entdeckten, waren sie noch glücklicher. An diesem Tag blieben sie ganz närrisch ihrer Jugend hingegeben. Die Eltern, Brüder und Schwestern lernten sie gegenseitig kennen, Haus und Hof und Knecht und Vieh. Vom Getreide sprachen sie, von Saat und Frucht, wie der Dung am besten in die Scholle gebracht würde, und was es der Freuden und Verlegenheiten bäurischen Volkes mehr gibt. Erst als sie auf ihren Glauben zu sprechen kamen, und Gesine ihm ihre katholische Religion bekannte, ergriff beide Scheu voreinander und

Fremdes stieg zwischen ihnen auf. Der märkische Protestant brachte aus der Kindheit einen so feindseligen Begriff dieser Lehre, die er nicht kannte, mit, sie war ihm als etwas so Götzendienerisches, deutschem Wesen Fremdes hingestellt worden, daß er die junge Frau neben sich plötzlich mit der Neugier, die man an ein wildes Tier wendet, besah. In diesen Augenblicken war von dem fanatischen Haß seiner Mutter gegen andersgläubige Christen in ihm, seiner Mutter, die vor der katholischen Magd des Nachbarn ausgespuckt und behauptet hatte, diese verhexe dem Armen Familie und Gesinde.

Als Gesine wieder nach ihm griff, wich er beiseite, trat ins Zimmer zurück und schickte sich eilig zum Gehen. Und da ihr Antlitz mit den weißen Augäpfeln wieder vor ihm erschien und manches Seltsame, das er sich nicht hatte deuten können, brachte er's mit ihrem verdächtigten Bekenntnis in Zusammenhang und entfloh mehr, als daß er ging.

Doch war ihres Leibes Eindruck schon zu bedeutend gewesen, von Stund an, wo er stand und ging, verließ ihn das Gefühl ihrer Liebkosung nicht mehr.

Den nächsten Urlaubtag verlebte er mit seiner Frau. Schuldbewußtsein hielt ihn an ihrer Seite. Doch vergrößerte er es tagsüber nur, kam ihm bei keiner ihrer Bewegungen die entsprechende der Geliebten aus dem Sinn. Da er sich aber abends niederlegte, und sie, sich entkleidend, ein Päckchen Wolle unter dem Haarknoten hervorzog und auf den Tisch legte, war plötzlich alles Mitleid, das ihn bis dahin stets um sie bewegt hatte, dahin, und er lächelte spöttisch. Ihr Körper, den er beim Schein der Lampe durch das Hemdtuch umrissen sah, erregte tolle Lachlust in ihm. Wie sie mit ihren mageren, ein wenig nach innen gekrümmten Beinen von einer Tür zur anderen trat, er nicht eine gefällige Linie an ihrem Leib sah, schlug stürmische Scham über sie ihm in die Stirn. Zum erstenmal in seiner Ehe stand Trotz in ihm auf, und aus ihrer Dürftigkeit gewann er eine große Rechtfertigung für sich. So blieb auch ihr heute schon oft wiederholter Vorwurf, die Kameraden im Revier sprächen von einer Zunahme seiner Kurzsichtigkeit, sie aber glaube

nur an gesteigerte Teilnahmslosigkeit und Faulheit, so gut wie ungehört. Im Gegenteil trat er am anderen Morgen mit wuchtigerem Schritt als sonst beim Barbier ein, hatte hier schon unter der Serviette das Gefühl gesteigerter Bedeutung und empfand sein Bild, wie er heute im Sonnenglanz im Rock von Blau und Silber prangen würde, als eine körperliche Wohltat. Und wer ihn an dem Tag auf Posten gesehen hat, muß das Gefühl mitgenommen haben, in dem Manne geht Veränderung vor sich. Unablässig trat er auf seiner Insel hin und her, ließ es nicht beim Insaugefassen Vorübergehender, sondern bewegte sich einige Male hilfebringend auf eine geängstigte Frau, ein verwirrtes Kind zu. Er hob auch seine Stimme zum Kommandoton, schob die eingesunkene Brust in die Luft, rührte fast unablässig weisend und richtend beide Arme. Kurz, er war ein froher, zugreifender Schutzmann und gab dem Leben an dieser Stelle der Erde etwas munter Bewegtes. Wäre es angegangen, hätte er für einen Bettler, der vorbeischlich, in die Tasche gegriffen. So mußte er sich begnügen, für den Hinkenden einen Augenblick den gesamten Fahrverkehr zum Stehen zu bringen und ihm einen Übergang über den Straßendamm zu schaffen, wie ihn sonst nur die höchsten Personen genossen. Der Bettler grinste und winkte mit der Hand einen Gruß, Busekow lachte fröhlich auf. Als Gesine erschien, erhielt seine Haltung vollends etwas Heldisches. Er flog und wippte auf Draht, schlug mit der Linken einen mächtigen Bogen gegen nahendes Vehikel, und der Platz hallte von seiner Stimme. Gleich darauf riß er vor einem passierenden General die Hände stramm an die Hosennaht, rührte den Kopf so jugendlich auf, daß die Exzellenz wohlwollend nickte. Von ihm fort aber sandte er Gesine über alle Köpfe einen strahlenden Blick zu, der ihr kündete: Du mein geliebtes, du mein angebetetes Leben.

Er kam wieder zu ihr, und sie wurden von Mal zu Mal mehr eins. Mit gelassenem Behagen gaben sich die Körper dem Gefallen aneinander hin, als sei ihnen gegenseitiges Begehren für alle Zukunft gewiß. Mit immer frischem Appetit setzten sie sich an den Tisch ihrer Sehnsucht, aßen und standen erst leicht gesättigt, das Herz von Dank für den Schöpfer gefüllt, auf. Auch in Gesprächen vermieden sie die Grenze des ihnen Faßbaren, sondern gaben sich Rechenschaft

nur über ihr täglich Leben. Insbesondere drang Gesine in das Wesen seines Dienstes völlig ein. Bald war ihr Reglement und Praxis innig vertraut, und sie erörterten manche Möglichkeit an Hand eines älteren Rapportbuches, in das er Vorfälle und Schuldige aufgezeichnet, und das er ihr zum Geschenk gemacht hatte. Mit scharfem Instinkt griff sie menschlich besonders packende Dinge aus ihm heraus und führte sie, Herz und Überlegung an sie hingegeben, aus dem Bereich des Zufälligen zum symbolisch überhaupt Gültigen auf, erfüllte ihn allmählich mit der Überzeugung, wie er an seinem Platz mit tausend Fäden ins innerste Menschentum verflochten stehe und gab ihm ein bedeutendes Bewußtsein von der Wichtigkeit seines Amtes im allgemeinen. Darüber hinaus aber suchte sie ihn auf jede Weise von seiner besonderen Eignung für seine Stellung zu überzeugen. Wie ihre Schwestern auf der Straße niemandem so unbedingte Achtung zollten wie ihm, die Kameraden, das wisse sie aus manchem Mund, seiner Laufbahn gewiß seien. So daß er, von ihr erhoben und süß geschwellt, gelobte, Säbel und Revolver demnächst mitzubringen und ihr sämtliche Griffe und Manöver an ihnen zu zeigen.

Er hielt das Versprechen. Unter dem Mantel brachte er beides, und während sie vom Sofa aus ihm zusah, übte er vor ihr mit so machtvollen Tritten und Ausfällen, daß der Boden des Zimmers dröhnte, alle Gläser klirrten und die Gardine flatterte. Ihr aber war der Blick verklärt, und als er zwei Angreifer mit einer glänzenden Säbelparade in die Schrankecke, aus der sie nicht entweichen konnten, geschlagen hatte, flog sie ihm grenzenlos hingegeben an den Hals. Da hatte Busekow zum erstenmal im Leben das Gefühl seiner Notwendigkeit zur Evidenz.

Dies Bewußtsein äußerte sich sogleich im Dienst. Mit Sicherheit den Gang der Ereignisse gewissermaßen voraussehend, griff er auf der Straße in die Speichen des Geschehens. Im Revierdienst begann er sachkundige Vorschläge zu machen. Zu einer wichtigen Frage gab er so einleuchtenden Rat, daß der Polizeileutnant ausrief: dieser Busekow — einfach fabelhaft!

Und man begann, ihn mit wichtigen Posten zu betrauen. Bei Fürstenbesuchen gehörte er zur Bahnhofsmannschaft. So sah er manch außerordentliche Szene, durch Anschauung wurde sein Leben

reicher, er überlegen. Sie hörte nicht auf, das von ihm Mitgeteilte sinngemäß in den Gang seines Daseins einzuordnen.

An Kaisers Geburtstag hatte einer für den anderen wichtige Mitteilung. Er war zum Wachtmeister ernannt. An sein Ohr hinsinkend, gestand sie Mutterschaft.

Von Erspartem lebend, war sie schon seit Wochen ihrem Berufe fremd. Da die Überraschungen an den Tag waren, faßten sie sich bei Händen und ließen das Glück des Einverständnisses in Blicken sprechen. Dann aber, über alles bisher gemeinsam Erlebte hinausgehend, griff er selbsttätig in ihr Persönliches und forschte nach ihrer Innerlichkeit. Welche Hoffnungen und Entwürfe für das Zukünftige sie bewegten, ob sie es nur mit ihm oder mit Höherem verknüpft glaube, wie das Göttliche denn ihr vorschwebe, kurz, alle Fragen stellte er, die sie, die Frau, einst angerührt und schnell verlassen hatte, da sie den Zustand seiner Seele erkannt.

Sie jedoch leicht fröstelnd, auch leicht erhitzt, bebte jetzt in ihren Gliedern über seine Fieber und schwieg. Tiefer drückten sich seine Finger in ihr Fleisch, dringender wurde seine Rede, und leichter Schaum erschien auf seinen Lippen. Doch während rote Sonnen in ihrer Stirnhöhle drehten, kam kein Laut Antwort von ihr. Sie ließ ihn sich erschöpfen und diesen Abend ohne Aufschluß von ihr gehen.

Nun aber klopfte ihm auf dem Heimweg stürmisch das Herz vor dem Wiedersehen mit seiner Frau. Da durch Gesines Eröffnung seine Manneskraft bewiesen stand, wurde dieses Weibes Hauptbuchseite ihm gegenüber zu einem Blatt der Schuld. Gelogen die Überlegenheit ihres Daseins, ins Gegenteil verkehrt. Eine Handvoll Sand war sie, kein Gott machte sie trächtig, er aber, wohin er seinen Finger legte, mußte erschaffend sich beweisen.

Ein prachtvoll großer Haß blies durch den Mann und ließ ihn wie ein schreitendes Denkmal sein. Wäre sie ihm da gegenübergewesen, wie ein Föhn hätte ein Hauch von ihm ihre Eingeweide bloßgefegt, die zarteste Handlung sie zertrümmert.

Doch starb Erbitterung an ihrer eigenen Kraft und Überzeugung. Da nicht der geringste Einwand ihr gegenüberstand, von seiten des Weibes kein Aber zu erdenken blieb, war Elisa aus der Wirklich-

keit, in der sie bis heute einzig durch die Kraft eines zu Unrecht vorgetäuschten Zornes gelebt hatte, plötzlich ausgelöscht, und es begann von ihr Erinnerung nur noch in ihm zu leben. Je näher Busekow seinem Hause kam, wurden die Gefühle der also in ihm Hingeschiedenen gegenüber, wie für Tote überhaupt, weicher, und als er ein Amen über das Grab ihres Lebens sprach, erschien sogar ihr Bild, wie sie im Hochzeitskleid, eine Rose auf der Brust, einmal jung in seinen Arm gekommen, freundliche Erinnerung heischend vor ihm.

Er hob die Hand und winkte einen Abschiedsgruß. Trat bei sich ein, entkleidete sich halbgeschlossenen Auges, legte sich neben sie und nahm ihrem in ihm nun vollendeten Abscheiden zu Ehren im Bett die gewohnte Rückenlage ein.

Sie aber fühlte, in diesem Manne habe höhere Einsicht gegen sie entschieden, zog unter der Decke das Knie an die Brust und fürchtete sich sehr.

Und wie sie das klare Bewußtsein ihrer Schuld verabscheute, mußte sie doch in dieser Nacht schon einige Male ihm in die Augen sehen, wie es laut kündete, was sie heimlich oft schon aus sich selbst empfunden: In allem Wesentlichen, von Gott Gegebenem und Hinzuerrungenem, ihm hintangestellt, wagtest du frecher Stirn eure Ansprüche aneinander derart zu fälschen, daß in betrügerischer Untreue du aus seinen Mitteln zu deinen Gunsten schöpftest und es dennoch so darzustellen wußtest, als bliebe er dir schuldig. Und in der Zukunft ward ihr auch bewußt, wie ihr Verbrechen an ihm größer war, als daß es auf dieser Erde noch getilgt werden konnte.

Immerhin kann dies zu ihrer Entlastung berichtet werden. Entschlossen zog sie aus der Erkenntnis jede Folge. Demütigte, unterwarf sich und hörte fortan auf seinen Atemzug als einzigen Laut in der Welt, lag seinem Antlitz nächtens zugewandt in bewundernder und gerührter Unterwürfigkeit. Seine gekrallten Hände aus den Bettritzen hochzuziehen, wagte sie ehrfürchtig nicht. Seufer, Geständnisse, Versprechen und scheue Küsse hauchte sie viel gegen ihn hin, doch blieb ihm alles, Leid und Geste, verborgen.

Für ihn — und es kam auch die Nacht, in der Elisa es begriff — war sie nur noch die Kunde von sich selbst. Andenken, Leichenstein.

Gesine empfand alsbald, nun sei ihr mit Christof das letzte Heil gekommen. Da er wieder zu ihr trat, war aus seiner Gebärde alles menschlich Befangene geschwunden, er griff Gegenstände und sie mit großer Machtvollkommenheit und wußte aus befreiter Natur Allerselbständigstes. Die Stimme fand aus den Ecken größeren Widerhall, ihr selbst schlug jedes Wort von ihm durchs Trommelfell an die Herzwand. So zögerte sie nicht länger und legte sich frei. Entschleierte ihr Gewissen und ließ seinen Blick in innere Kanäle. Er las berauschte Frömmigkeit. Vom Schöpfungstage angefangen lag Gott mit allen Wundern in dieses Weibes Leib. Zu den Bildern, die aus ihr strahlten, begannen die Lippen, ihm herrliche Gleichnisse zu stammeln. Alle Texte der Schrift hatte sie aufgefangen, mit Blut genährt und lebendig gehalten. Es stiegen aus ihr Adam und Abraham zu ergreifendem Licht. Als sie von Saul und David zu sprechen begann, begriff sie, von Gnade beweht, die männlichste Tragik, und da ihre Stimme pathetisch heulte, trieb es sie beide von der Matratze hoch. Auf den Knien gegen das Fenster gewendet, parallel beieinander hochgerichtet, tranken sie jedes schallende Wort. Ihr waren die Brüste beseligt aufgestanden, auf seinen Schenkeln spreizte sich jedes Haar. Die Brille fiel ihm vom Ohr und hing quer über das lefzende Maul.

Nasse Wärme quoll aus den Körpern, ganz eng hämmerten Atome sich aneinander, und die Glieder waren geballt. Gesines Scheitel schien feucht und hell beleuchtet.

Schon hub Christof mit Rede in die ihre hinein. Wie glühende Stahltropfen fielen Silben auf ihre Satzenden. Gebell blieb es mehr als das Verständnis zustande kam, doch half es ihr zu voller Ekstase. Rasend alsbald schrie das Weib die biblischen Namen und so befeuerte sie des Geliebten Hingabe, daß ihre Glaubensmacht die Wände der Beschränkung brach, und sie den letzten Sinn alles Geschriebenen bloßlegte.

Wie in starker Musik, im Spiel vermischter Themen der musikalische Leitgedanke nicht verloren geht, so übertönte in ihrer Darstellung Davids Name alle Harmonien des Alten Testaments. Und es gelang Gesine, das Vermächtnis hingegangener Judengenerationen in auferstehender Gestalt als Jesus in Marias Schoß zu pflanzen, daß

Christof, von Davids heldischem Reiz befangen, ihr willig in den Kult folgte, den sie um den fleischlichen Leib der Mutter als der Erhalterin und Wiedergebärerin erlauchten messianischen Samens exekutierte.

Ihre aufgesperrten Finger hatten sich verflochten. Die Schädel, Knochen an Knochen sanken als das gleiche Gebein in die Kissengrube.

In jenen Augenblicken, da sie Marias Begegnung mit Elisabeth erzählte, bei diesem Satze: und es begab sich, als Elisabeth den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leibe — als unter ihnen das Lager rollte, und ein Sausen in den Lüften war — brach sie die schließlich geflüsterte Rede ab, zog des Mannes Finger auf ihren Bauch, und sie fühlten beide, siehe — es hüpfte das Kind in ihrem Leibe.

Und die Blicke flogen auf über das rhythmische Spiel der Glieder, und von Himmeln fernher mit Stolz sich anstrahlend, beteuerte jedes und stellte fest das hocheigne Teil, sich selbst zu diesem Wunder. Dann warf es sie Rippe zu Rippe.

Moses und David, Jesus und alle Helden des Buches war Christof in dieser Nacht. Es strömte aus ihm heroische Männlichkeit von Jahrtausenden. Sie nahm hin und schmeichelte ihm hold, daß keine Kraft aus seinen Lenden wich, und er übermütig und hochgemut blieb bis zum Morgen, als sie in leichtem Schlummer verzaubert hinsank. Da riß er sich von ihr, reckte die Brust in den Tag und fand sich ans Klavier. Hingezogen von Gefühlen, suchend und hochreißend aus der Erinnerung, drückte er mit einem Finger in die Tasten: Heil dir im Siegerkranz. Und alsbald mit Stimme folgend, mächtig und mächtiger anschwellend, variierte er über beiden Pedalen vom Baß bis in den höchsten Diskant — da erklang es ihm selig:

Heil dir im Siegerkranz,
Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Heil Kaiser dir.

Gesine spürte im Schlaf: So ist mir's recht, Christof. Wohl recht — wohl.

Am Abend dieses Tages, man schrieb den fünfzehnten Februar, leitete Busekow vor dem königlichen Theater die Auffahrt der

Wagen. Aus seinem Glück war er nicht erwacht. Durch das dichte Netz von Klang und Taktreizen, das aus der letzten Nacht noch um ihn hing, drang Gegenwart nicht in sein Bewußtsein. Es schüttelte ihn eine liebliche Erinnerung um die andere, auf den Fersen hob er sich, das Ausmaß seines Körpers zu verlängern und stammelte vor sich hin. Dann plötzlich, als ein Rufen in der Menge scholl, hob Begeisterung ihn gegen die Wolken. Er weitete, füllte sich und schwebte auf. Er wollte rechts und links mit sich nehmen und mußte aus einem Jauchzen heraus, das ihn mit Entzücken aufspannte, stürmisch vorwärtsschießen. Man sah, wie er die Arme mit herrlicher Gebärde gen Osten rundete, hörte aus seinem Munde einen siegreichen Schrei — und hob ihn unter einem Automobil herauf, das sanft anfahrend, ihn schnell getötet hatte. *Carl Sternheim.*

HYMNEN UND PAMPHLETE

ENGEL DES PAMPHLETS

auf der Barrikade
mit knallender Trikolore,
deren Schaft sich biegt, —
aus allen Poren schreiend,
Mund und Schoß aufgerissen,
Straßen- und Fabrikmänade.
Vor meinem Weh
betrunkener Landsknecht,
heilige Schwelle
mit Flüchen entweihend.
Gehässiger Pierrot im Schnee,
wenn der Aschenmorgen dämmert.
Henker im Gedränge.
Wächter am Sauberen Tore.
Rosig knospender Dorn,
Dolchstoß mitten aus einem Scherz,
Fäuste in zerweinten Kissen,
Galle, die's Strahlen kriegt,
Priester wider Pfaffen.
Bloßer Hintern über der Menge,
in dem sichtbar der Herzschlag hämmert

Du bist der Zorn,
Du bist der Schmerz,
Du bist die Not in Waffen.

Aus »Die Leibwache«. Erscheint Herbst 1913.

DER HINKENDE TEUFEL

Er schleppt sich auf einem Plattfuß und einem Kothurn
dionysisch durchs Leben.
Hingerissene Epheben
bejubeln in Kottbus, Rothenburg und Solothurn,
wovon hinwiederum die Ziegen dieser Weiden
an ihrem Teil gepackt und geschüttelt Wonne leiden.
Er tanzt auf einem Plattfuß und einem Kothurn
vor dem Bilde der Götter.
Evoë!

Versinken Frauen unter ihm und schrein
zu den geschminkten Lippen,
krachen Fischbein und Rippen
— denn es sollte, Tristan, furchtbar sein
wie wenn die Flammen von Leben und Tod ineinanderbeben —
wirft er einen ängstlichen Spiegelblick in sein Leben
und flennt, auf einem Plattfuß und einem Kothurn,
vor dem Bilde der Götter.
Evoë!

So flossen Tränen viel und weichten den Kohturn.
Muskeln wie von Stieren,
die seine Ohnmacht zieren
in Kottbus, Rothenburg und Solothurn,
regen sich im Schmalz gleich faulen Säuen.
Aber er brüllt, daß die steinernen Löwen am Dachfirst scheuen,
verzweifelt, auf einem Plattfuß und einem Kothurn,
vor dem Bilde der Götter.
Evoë!

WIDMUNG AN DEN TANZER NIJINSKI

Befreie uns, strahlender Faun, du! Springe,
schüttel dein von Grauen umflattert Gesicht,
ruf Evoë,

jongliere pfeifend den rosenbekränzten Kothurn,
Evoë! tanze auf deinen begnadeten Zehn
durch Kottbus, Rothenburg und Solothurn,
ruf Evoë,
bis alle dämonischen Augenringe
vor diesem Jüngsten Gericht
in echte Tränen von »Kohinor« und »Rouge« zergehn.
Evoë!

TRAGÖDIE

Am Nebentisch im Café Anglais:
»Ich kann bloß leben in deiner Näh!«
— Det versteh ick nich.

»Für mich ist dein ältester Anzug neu.
Du gehst mit andern, ich bin dir treu.«
— Det versteh ick nich.

»Ich möchte mit keinem andern leben,
er könnte mir Millionen geben.«
— Det versteh ick nich,

ick habe dir doch heimjeschickt!
»Ich hab dir 'ne weißrote Jacke gestickt.«
— Det versteh ick nich.

»Doch ja! Für das Sechstagerennen.
Es wird dich keine darin erkennen.«
— Det glaub ick nich!

»Ich habe die weißeste Seide genommen,
und dickes Blut ist hineingeronnen.«
— Du quassel man nich!

Da schrie sie auf: »Ich werd verrückt!«
Sie hielt ihr Gesicht in die Hände gedrückt
und krümmte sich.

DIE SCHWARZE

Wir schreiten im täglichen Kugelregen:
Armut, Krankheit und das Schlimmste,
Verzweifeln an sich selbst.
Wir schreiten im täglichen Kugelregen
und streiten mit Herz und Hirn,
dem einen Herz, dem einen Hirn,
gegen tausendfach verbündete Gewalten,
Armut, Krankheit und das Schlimmste:
Schwermut.

Wie oft sanken wir aus einer Umarmung
und nahmen noch die ganze Schöpfung
wie ein Weib mit einem Blick
und hielten, die geballte Hand in den Haaren
deren, die unsre Sklavin war aus Glück,
die Zügel eines blitzenden, leuchtenden,
über die federnde Heerstraße
tropischer Wälder hinwiehernden
Gespanns! Ließen sie fahren,
rissen herrisch sie zurück!
Und die Welt schrie, umtobte uns,
gigantische Meute, und schwieg
mit allen Stimmen. Sanfter,
als Kinderlächeln, wurden alle Farben.

Freuden durchbohrten uns,
wir bluteten vor Glück.
Wir sangen süße Sterbelieder
unter einem Purpurzelt.
Unsagbar milde Winde hoben uns auf
und trugen die ermattet Schlafenden davon.
Wir träumten. Die Jahreszeiten kamen in Lawinen
von gewaltigen Bergen herunter
und begruben uns. Wir lagen,
mit unsern glückseligen Narben
erhellten wir die Welt.

Wie oft war das alles schon.
Und dann hatten wir kein Brot,
und dann waren wir krank,
und dann waren wir schwach an uns selbst.

Wir saßen in einem Park auf einer Bank
neben einem, der betrunken auf uns sank,
und harrten eines und wichen nicht,
der uns irgendetwas Gutes bot:
Geld, Liebe oder nur ein freundlich Gesicht
um es nach Haus zu tragen.

Wir schreiten im täglichen Kugelregen
und streiten mit Herz und Hirn,
dem einen Herz, dem einen Hirn,
gegen tausendfach verbündete Gewalten,
Armut, Krankheit und das Schlimmste:
Schwermut, die überall einbricht,
in Siege und in Niederlagen,
sie springt, gewaffnet, aus der Rose.
Die aus der Erde graut.
Die von den Sternen taut.
Auf allen Seelenwegen
im Sichelwagen rast,
üppigrot mit schwarzer Aureole.

Deren Augen, gradaus gerichtet,
aller Freuden Dämmerung enthalten
und dahinter, heiß hervorbrechend, den Glanz
harter, starrer, blaustählerner Städte
mit Zinnen so weiß
wie ein Todesschrei —
Festungen der Verzweiflung.

Wie oft fuhr sie uns über Hirn und Herz,
das eine Hirn, das eine Herz,
die Dirnenaugen gradaus gerichtet,

und war nur wie ein Luftzug
und riß die Welt entzwei.
Und wir stehn!

Wir stehn.
Wir stehn.

LOBSPRUCH

Dein Gang nimmt Zorn und Weh von mir,
und wie sich deine Hüften wiegen,
fühl ich die Erde mit uns fliegen
durch Himmelsbläue für und für.

O schöne Fahrt, so leicht, wie Wind,
vor dem die Fernen sich entfalten!
Wir wollen uns für Götter halten,
die auf der Hochzeitsreise sind.

René Schickele

DER BESUCH AUS DEM ELYSIUM

Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände. *Hölderlin.*

PERSONEN:

Markus
Hedi
Der Baurat

Hedi sitzt im Erker über die Kinderausstattung gebeugt. Die Stube liegt im regnerischen Nachmittagslicht. Aus der Türendämmerung tritt Markus.

Markus: Küß die Hand gnädige Frau! Verzeihn Sie, wenn mein Besuch in keine gute Stunde fällt.

Hedi (erkennt nicht): Nein — bitte...

Aber ist es möglich? Sie sind es, Herr Markus? (Sie steht auf und man erkennt, daß sie in glücklichen Umständen ist.)

Markus: Um Himmelswillen, gnädige Frau, nehmen Sie sich doch nicht die Mühe, ihren Platz zu verlassen.

Hedi: Das ist nicht schön von Ihnen, daß Sie sich so spät erst unser erinnern, Herr Markus.

Markus: Ich komme ja auch, deshalb um Verzeihung bitten. Aber, wie Sie wissen, war ich einige Jahre nicht in der Heimat und so erfuhr ich zu spät von Ihrer Vermählung mit dem Herrn Baurat.

Hedi: Das mag Sie, als guten Bekannten meiner Mädchenzeit gar nicht so sehr überrascht haben. Nicht? — Wie freue ich mich aber, daß alle Gerüchte, die über Sie umgingen, nun auf einmal widerlegt sind. Mein Gott, ich erschrak geradezu, als Sie vorhin in der Türe standen.

Markus: Warum denn, gnädige Frau?

Hedi: Nämlich! Nein, soll man Ihnen das erzählen? Man sprach hier davon, daß ... es wird Sie amüsieren ... daß, ... wie hieß es nur ... daß Sie ‹den milderen Ausdruck findend› verschollen wären!

Markus: Nun, ich danke Ihnen viel, vielmals für das Interesse, das Sie meinem Schicksal entgegenbrachten, wenn Sie zuhörten, wo man über mich sprach. Aber —

Hedi: Sie sind noch immer allzu bescheiden, Herr Markus!

Markus: Oh nein! Sie werden gleich sehn, gnädige Frau! Ich habe mich in letzter Zeit sehr gebessert. Was sprach man denn von mir?

Hedi: Gottseidank lauter dummes Zeug! Aber schön ist es, daß Sie nun wieder zurück sind.

Wissen Sie, sogar im Tageblatt stand eine lange abenteuerliche Geschichte von Ihnen. Was, das hätten Sie sich nicht träumen lassen? Waren Sie eigentlich all die Jahre in Bolivia oder in Brasilien, ich erinnere mich nicht mehr genau? Sie können mir glauben, damals, als wir diese Sache in der Zeitung lasen, waren wir lange sehr niedergeschlagen, mein Mann und ich. Wir kannten Sie doch so gut, Herr Markus!

Aber, Sie sehn ja ganz miserabel aus! Das merke ich erst jetzt. So abgemagert und blaß. Was ist Ihnen denn? Sind Sie krank?

Markus: Oh nein. Gar nicht!

Hedi: Ich werde immer ganz zornig, wenn junge Leute so abgearbeitet aussehn. Sie haben sich gewiß zu viel zugemutet. Schwächlich waren Sie ja von jeher!

Markus: Erinnern Sie sich denn noch meiner?

Hedi: Nein, wie komisch Sie reden!

Ich weiß sogar noch, wie ich Sie einmal bei einer Tanzerei zur Seite nehmen und tüchtig auszanken wollte, weil Sie so gar nichts für ihre Gesundheit taten. Eine Predigt wollte ich Ihnen halten: Tüchtig Milch trinken, fleißig turnen und spazieren gehn!!

Aber Sie wissen ja, wie die Mädchen in unserer Stadt es schlecht haben. Eine freundschaftliche Aussprache mit einem jungen Mann ist ganz unmöglich. Also in London soll das ganz anders sein. Mein Mann erzählt mir das immer. — Jetzt bin ich aber schon eine Matrone. Nicht?

(Sie fährt mitleidig beklommen fort)

Soll ich nicht die Gardinen zurückziehn? Dieses Zimmer ist schrecklich dunkel. Ja, so ein Junggeselle hat wenig Ahnung von der Wohnungsnot, heutzutage! Und dieser ganze März ist zum Weinen ungemütlich. Finden Sie es nicht auch? Aber was haben Sie sich so weit weggesetzt? Kommen Sie doch näher mit ihrem Stuhl!

Markus (Gehorcht, überschreitet aber den Bannkreis nicht)

Hedi (in unverständlicher Wallung): Sie armer Mann!

Markus: Warum bedauern Sie mich?

Hedi: O, wie sind wir Mädchen doch schlecht gewesen! Ja, Herr Markus, ich fühle mich schuldig an Ihrem üblen Aussehn! Alles ist heute so merkwürdig. Mir ist es gar nicht recht, daß ich so mit Ihnen sprechen muß.

Ich weiß, daß Sie mich geliebt haben oder vielleicht noch lieben und daß ich wenig zartfühlend zu Ihnen gewesen bin. Glauben Sie, ich könnte mich nicht aller Augenblicke entsinnen, wo ich Sie verletzt habe? Ja, bei jenem Gartenfeste habe ich mich über Ihren ungeschickten Anzug auffällig lustig gemacht, daß Sie verlegen werden mußten! Beim Tennisturnier, bei den Ausflügen und Bällen, habe ich Sie stets zurückgestellt und Ihre hilflosen Ansprachen gemieden. Es gefiel mir, unter meinen Bekannten einen Anbeter zu wissen, der zitterte und errötete, bei seltenen Gelegenheiten das Gleichgültigste vorbrachte, den ich zur Befriedigung meiner Grausamkeit beschämen konnte und der mit jeder neuen Wunde nur ergebener wurde. O, was rede ich nur? Aber mein Leben ist in den letzten Monaten so gut und ruhig. Ich möchte Ihnen etwas Liebes tun, trotzdem Sie nur eine förmliche Visite machen.

Haben Sie denn all die Gesellschaften damals ernst genommen? Sicher haben Sie es bemerkt, wie wir Mädchen die jungen Leute nur gegeneinander ausgespielt haben. Jeden natürlich nach seiner Art. Es ging keinem besser. Sie schienen uns alle lächerlich, weil unsere Macht zu groß war.

Ach, wir dummen, schlechten Geschöpfe von damals! Und doch habe ich Ihnen Schmerz bereitet, Herr Markus!

Markus: Sie machen sich über Dinge Vorwürfe, die mich zur Vollendung gebracht haben. Ich bin gekommen, Ihnen für die Qualen,

die Sie mir bereitet haben, zu danken. Ich war der seligste Mann meines Jahrhunderts, denn einen sehnsüchtigern gab es nicht.

Hedi: Habe ich Ihnen Qualen bereitet? Fehlte Ihnen denn die geringste Einsicht in die Frauennatur? Hätten Sie Ihre Schwester beobachtet! Wissen Sie nicht aus den Leihbibliotheken, daß wir diejenigen, die uns verachten lieben und daß die Anhänglichen vor allen andern uns gleichgültig sind! Sie hätten Ihre Technik verändern sollen ...

Markus: Meine Technik verändern?

Hedi: Ja! Wären Sie nicht immer so weich und zu Tränen bereit gewesen! Ein Eifersüchtiger mit dem Revolver in der Tasche ...

Markus: O wie süß Sie mich mißverstehn! Mit Entzücken gewahre ich, daß der Gegenstand meiner Seele noch der Backfisch von damals ist.

Hedi (will beleidigt zeigen, daß sie gar nicht so dumm ist): Ihre Ehrfurcht zu mir scheint lustig geworden zu sein. Die Liebe, die sich wundert, an ein Objekt zu geraten, dessen Eigenschaften der Verstand belächeln muß, diese Liebe ist kaum die tiefste.

Markus: Himmel und Erde! Dieses Wort zeigt mir, daß Ihnen meine Verehrung doch nicht so gleichgültig ist.

Hedi: Sie sind zu laut! Vergessen Sie ...

Markus: Verzeihn Sie, wenn mich die Erinnerung an menschliches Glück zu einer lächerlichen Vermutung hinriß. Denn es ist mein von Gott bestimmtes und von mir gepriesenes Schicksal, Ihnen in Ewigkeit fremd bleiben zu müssen.

Hedi: Nun habe ich Sie verletzt.

Markus: Und dafür will ich Ihnen wieder auf den Knien danken. Das ist ja der Zweck meines Besuchs.

Hedi: Mit Ihren Worten weiß ich nichts anzufangen, aber wenn ich Ihre Augen im Dunklen sehe, habe ich eine niegekannte Empfindung, aus der ich fortmöchte und in der ich doch so gerne verweile.

Markus: In der Zeit, wo ich mit Ihnen verkehrte, unterschied ich mich von den andern jungen Leuten, nicht wahr, durch nichts anderes, als vielleicht durch die schlechtere Kleidung, daß ich von nicht allzu vermögenden Eltern kam und ein schüchterner Mensch war? Und

Sie waren es, die diese gewöhnliche Existenz ins Unendliche steigerte. Sie lehrten mich auf sachliches Glück verzichten. Durch Gegenliebe und die Gewährung höchster Gunst hätte meine Liebe niemals so in Erfüllung gehn können, als dadurch, daß Sie sie keine Stätte finden ließen, denn so machten Sie in mir die gewaltigste Kraft meiner Natur frei. Die Sehnsucht! Jene Sehnsucht, die sich von ihrem Mittelpunkt abkehrt. Denn als Sie mich öfters so schwer trafen, wußte ich, daß ich nicht mehr in Ihrer Nähe bleiben dürfe. Die Sehnsucht riß mich hinweg von all den Unterhaltungen, in deren schmerzlichem Rausch Sie standen. Nicht Angst war es. Nein Größe, Schmerzbegierde, kosmisches Bedürfnis.

Wieviele Zonen haben mich seitdem gesehn? Wieviele Zimmer meinen versunkenen Schlaf eingeschlossen? Sie waren der Sinn meines wachenden und schlummernden Atems, mit all meinen Worten und Taten so ewiglich eins, geheimer Inhalt der kleinsten Erregung, daß ich Ihr irdisches Bild bald vergaß, das aufgelöst war in die ziellosen Wallungen und unendlichen Zustände meiner Person. Tatsächlich, ich strengte damals mein Auge vergebens an, Ihre Erscheinung mir zurückzurufen! Unerreichbare, Du existiertest unbekannt, Du gingst durch meine Tagträume, Du handeltest in meinem Wesen und ich wußte nichts von der Farbe Deines Haars und kaum die Ahnung Deines Gehens und Sprechens war mein.

Und doch, wer nennt diese Empfindung?! Du bist auf der Welt! Irgendwo, eine Verdichtung des zarten Äthers, eine Kontinuitätsdifferenz des Urstoffs, von schönem Gewicht, eine Form!! Dein untrügerisches Bild wäre festzuhalten gewesen von begierigen Kodaks... Und dennoch, bist Du etwas anderes, als ein seliger Traum, ausgedrückt in den süßen Mitteln Gottes?

O unbeschreibliches Gefühl, Dich altern zu wissen. Vorauszuahnen Deinen schwereren Fuß, Schwangerschaft und weißes, weißes Haar! Zu wissen, daß auch Du eines Tages sterben mußt, daß Menschen um Dein Bett stehen und der Röchelnden Wasser reichen werden! O höchste Wollust zu denken: dieser leichte Leib liegt im Grabe und zerbröckelt. Das, was das Herz kaum für irdisch hielt, wird verzehrt von Gewürm und üblen Düften. Niemals mehr steigt dieser umschleierte Fuß sonnige Theatertreppen empor, kein Ton mehr be-

wegt sich aus diesem Munde zu uns her und keinem gilt noch diese Gestalt.

Und endlich, Dich ein leises Bild zu sehn, in den süßen Gefilden und Hainen, wo keins dem andern nahekommt und alle vor namenlos aufgegangener Freude bis ins Herz hinein verstummen.

Hedi (wird durch den Schwung seiner Rede irgendwie bürgerlich verlegen. Trotzdem mischt sich in ihr Empfinden fast poetische Sentimentalität. Sie läßt vielleicht ihre Handarbeit fallen)

Markus: Mißverstehn Sie mich jetzt nicht, gnädige Frau! Oder eigentlich, lassen Sie meine männliche Schwäche gelten, wenn ich nun erzähle, wie aus dem schwächlichen Menschen durch Sehnsucht ein Mann von Mut und Lebensgewalt wurde.

Als ich unsere Stadt verlassen hatte und Sie nunmehr aufgelöst in mir lebten und ich dennoch wußte, daß Sie ohne Freund und weltverlassen in einem Hause wohnten und immer gleichmütige Straßen wandelten, gab es für mich bei Tag und bei Nacht nur einen Gedanken, Sie zu beschützen.

Wunderbar, ich kannte Sie nicht, Sie waren mir kaum ein Name mehr, meine Liebe schweifte ins Unbegrenzte und da sie ihren Gegenstand verlor, ward sie Begeisterung. Und doch Begeisterung, ein Wesen zu beschützen. So schwankte sie zwischen Unendlichkeit und Nähe. Ja! Begeisterung war die Quelle meiner abenteuerlichen Heldentaten, die nun zu Ihnen zurückkehren, von der sie kaum bewußt ausgingen.

Wußten Sie, daß ich es war, der auf Rowdy die beiden berühmten Rennen von Blixtown ritt? Ich war der gepriesene Colonel, der im mexikanischen Krieg jene verhungerte Festung entsetzte! Ich der pariser Rinaldo, hinter Wirtsgartenzäunen auf Automobile lauernd. Ich jene tausend Namen, deren Todesstürze Sie lasen, ich jener erste, der im Auftrage der internationalen geographischen Gesellschaft den Mount Everest bestieg. Ich der Heros, tausendmal überwunden, tausendmal jauchzend, ich Räuber, Tourist, Erfinder, Jockey, Feldherr, Aviatiker, Kapitän, Caruso, Ich, Ich, Triumphator des Äußeren, Ich, Rekordschläger auf allen Gebieten .., Ich, Ich, aus Sehnsucht.

Ja, Sehnsucht ist Bewegung, Wanderschaft, Pathos, kein sich Zurückschmiegen ans Geliebte. Ich lebte auf Flügeln, die Materie verging

vor mir, Widerstand und Reibung stürzten sich in mich, wie in einen schwebenden Gott.

Und als an dem erhabenen Tage die Masten meines Schiffes stürzten und der Ozean sich auftat, da bebte ich nicht mehr nach der Hand, die süß durchs Haar fährt, Galathea jauchzte und Neptun empfing brausend den Helden.

Hedi ⟨mit kleiner, fremder Stimme⟩: Herz, mein Herz! Weißt du es noch, wie du in der Schule auf den beliebten Professor horchtest, wenn er mit großen Worten von großen Männern sprach? Träumtest du nicht davon, daß Einer um dich ein Held würde?

Markus: Nicht umsonst kann ein Leben verstürmt worden sein. Wirkung ist unser Gesetz.

Ich komme mit der Verkündigung! Fanfaren her!! Du wirst einen Sohn bekommen! — Und dieser wird auch mein Sohn sein. O Postumus, Postumus, Reinempfangener! Wer wird seine Schönheit beschreiben können, wer seine Stärke messen, wer es vermögen, der Herold seiner Taten zu sein? Ihn hat die Sehnsucht gezeugt, die Schönheit empfangen und die bürgerliche Festigkeit stand dem Mysterium zur Seite.

Hedi: Waren es Deine blauen Augen, Mensch dort im Dunkeln, die mich anlachten, wenn der kleine Schatz im Traum auf meinem Schoß spielte? Ich bin schuldbewußt. Ich kann Sie nicht mehr auslachen, doch davonlaufen möchte ich auch nicht. Heilig ist mir zu Mut.

Markus: Es sind meine Augen, Frau, die Du einst weinen machtest und die Dich dann nicht mehr kannten, weil Du in ihnen aufgegangen warst. Der kleine Schatz soll Dich aus ihnen angucken und Du magst denken an den schmächtigen Jungen, den Du auf den alten Hausbällen schlecht behandeltest und der an Dir sehnsüchtig und zu einem Helden wurde.

Hedi: Wie könnte ich Dich glücklich machen! Denn auch mir ist es ruhig und selig ums Herz.

⟨Der Baurat tritt auf⟩

Der Baurat: Hedi! Ich komme eigens aus dem Amt nach Hause. Ich dachte mir, es wird Dich interessieren, weil es ein alter Anbeter von Dir ist. Es bestätigt sich wirklich. Bei dem großen Schiffsunglück,

weißt Du, auf der Candida, ist der Markus doch ... Wer ist das? Pardon? Sind Sie denn. Ja bin ich ... Sie sind ...

Markus: Erkennen Sie mich nicht mehr? Wie geht es Ihnen, Herr Baurat?

Baurat: Ja, ist es möglich? Hier steht doch im Abendblatt »Laut der eben von der Rhederei veröffentlichten Totenliste bestätigt es sich, daß auch unser Mitbürger ...« Verzeihn Sie, wenn ich ein wenig verwirrt bin. Aber hier steht es!

Markus: Nicht mit Unrecht, Herr Baurat.

Baurat (lacht nervös): Gut, haha, machen Sie sich nur über den Journalistenschwindel lustig.

Ich werde nach dem Mädchen läuten. Sie trinken natürlich ein Gläschen Portwein mit uns!

Markus: Ich danke vielmals. Es geht wirklich nicht. Ich muß schon fort.

Baurat: Keine Ahnung! Ein wiedergewonnener Mitbürger! Was fällt Ihnen ein? Wissen Sie was? Sie bleiben zum Abendessen hier? Gott, zu einem ganz einfachen Abendessen! Was, Hedi, wir wollen Herrn Markus seine Auferstehung feiern!

Markus: Herr Baurat, ich danke Ihnen verbindlichst. Aber ich kann Ihre Einladung leider nicht annehmen. Meine Besuchszeit ist sehr beschränkt.

Baurat: Aber das tut mir wirklich leid.

Markus: Hingegen möchten Sie bedenken, daß der Besuch eines Verstorbenen dem Hause Glück bringen soll.

Baurat (aufgeregt): Eines Verstorbenen, sehr gut, wie Sie sich lustig machen.

Markus: Notieren Sie sich das Datum des heutigen Tages, setzen Sie in die Lotterie.

Baurat (höchst aufgeregt): Sie scherzen etwas frivol.

Markus: Streun Sie Asche um die Schritte der schönen Schwangern, daß sie wohltätige Geister fesseln möge. (O sehn Sie doch, wie Ihre süße Frau dasitzt. — Sind nicht alle Engel um sie, wenn sie uns mit weiten nicht verstehenden Augen ansieht. Mit Augen, in denen ich schon die Sorge um die zukünftigen Anzüge meines Sohnes erkenne, in denen ich schon den Ausdruck ahne, mit dem sie seine

Lehrer begrüßen wird, wenn sie sich im Gymnasium nach seinen Fortschritten erkundigt.) Ja, streun Sie Asche um ihre Schritte. Horchen Sie auf die Geräusche der Geräte und Möbel, auf den Gang der Uhren, denn wie oft ist unser unbewußter Wille in den Dingen und bewegt sie. Ein Pochen mag Ihnen Verkündigung sein. Denn nun bin auch ich Ihr Freund. Ihre Haupttreffer liegen auf allen Banken, Ihre Beförderung ist nahe. Glück bringt mein Besuch diesem Hause, Glück dem Vater meines Sohnes.

Baurat: Es ist stockdunkel ...

Ich werde anzünden lassen.

Sie greifen nach Ihrem Hut?

Was eilen Sie denn?

Wohin schon so bald?

Markus (diese Rede fast singend): Wer von den noch geschäftigen Menschen ahnt das selige Leben der Abgeschiedenen? Und doch erinnere ich mich, in meinem früheren kompakten Dasein Stunden gelebt zu haben, wo das leichte Reich vorausgefühlt wurde. Das waren die Stunden Luzifers, des Morgensterns, die mich wachend an den Lagerfeuern der Expeditionen fanden. Wenn der Sternenatem im Laub raschelte, verlor ich mich an die wolkenzerrissene, sich dämmernd bewegende Welt, vergaß mich im Takt der Geräusche und im Gang des Lichts. Und im Hellerwerden, weiß ich noch, daß mich jene seltsame unerklärliche Freudigkeit befiel, die nun bald wieder der Grundton meines hinwandelten Zustandes sein wird. Ja, Freude ist der Geist, der an unsern unendlich zarten Stoff gebunden ist. Freude, wie sie auf Erden zum millionsten Teil kaum der fühlt, der nach ungeheurem Schmerz Tränen und Liebe in sich wiederfindet.

In erhabener Weltrührung taumeln wir, wissend und unbewußt, weise und begrifflos, gefühlvoll und leer durch die unbemerkten Schneebenen, Hügelländer und Teichgegenden Elysiums.

Doch niemand darf behaupten, daß in dieser vergessenden Existenz unsere Seele die entscheidende Eigenschaft verloren habe.

Alexanders Bild schwingt mutig das Schwert durch die goldenen Lüfte, Goethe spricht, sich umwendend, zu begleitenden Gestalten und pocht an Fels und Gestein. Frauen neigen sich zu Kinderchen und versuchen kraftlos die verfließenden Gestalten zu heben, andere

kümmern sich nicht um die Kleinen und wallen eitel vorbei, gesenkten Auges den Schein ihrer Brüste zeigend. (Er wendet sich mit unbeschreiblich überirdischer Galanterie zu Hedi.)

Doch auch meine Seele verlor nicht, was sie auszeichnete vor den andern Menschenseelen. Sehnsucht, ewig verschönt sie meinen spazierenden Schatten. Obgleich kein Traum von Ihnen, gnädige Frau, mein Vergessen unterbricht, kein Andenken die Seele kräuselt, so ist auch diese Daseinstufe nur Huldigung und dieser Zustand nur ein süßes Ferngefühl von jenem: Du bist auf der Welt.

Hedi: Wer spricht hier? Was für ein mächtiges Gefühl, das mir gilt, wird um mich laut? Ich fürcht, ich fürchte, ich kann keinen Mann lieben, wie er verdient.

Als ich damals mit meinem Gatten in der Trambahn fuhr und er breit und vergnügt dasaß, berührte ich seinen Fuß, wie aus Liebe. Aber es war nur Angst, als ich ihn lieb ansah. Er ist ja mein Ernährer. Ich weiß, ich bin schlecht, alle sind mir gleichgültig. Ich kann sie nicht verstehn. Doch ich fühle, jetzt werde ich besser und besser in meinem Gemüte. Mir wird bald ganz klar zu Mute sein. Ich sehne mich so nach meinem kleinen Jungen. Josef, du bist hier?

Baurat: Wie du siehst, mein liebes Kind. Und ich fühle mich auch recht ungemütlich.

Nein, was Sie für komische Reden führen, Herr Markus, und du bist ja auch schon angesteckt, Hedi!

Aber, um von was anderem zu sprechen.

Um von was anderem zu sprechen.

Nachdem Sie jetzt so schön zurückgekommen sind, was für einen Beruf beabsichtigen Sie zu ergreifen?

Markus: Beruf! Sprach ich vorhin nicht von Asphodeloswiesen? Haben Sie mich denn nicht verstanden?

Baurat: Nein, nein. Bei Gott nicht.

Markus (ist heiter).

Baurat: Sie und alles ist mir heute unverständlich.

Markus: Ich habe Ihnen Glück gebracht, Herr Baurat.

(Plötzlich in unendlichem Schmerz.)

Sprach ich von der Seligkeit des Nichtseins?

Von der Süße des Schattenlebens?

Lüge! Lüge! Feigheit eines ewigen Schwächlings, eines unsterblichen Phlegmas! Wie läuten draußen lustig die Elektrischen, ich möchte heute abend ins Theater gehn! Und da, da sitzest Du und lagst niemals in meinen Armen. O hätte ich, statt mich krankhaft ins Unermeßne zu steigern, die Kraft dazu verwandt, Dich zu erreichen. Ha, war meine Größe nichts anderes, als die Blödigkeit eines zwölfjährigen Masturbanten? Wärst Du jetzt mein, Du dummes, gewöhnliches Mädel, das ich hätte um den Finger wickeln können, ich lebte noch. Ich lebte noch in dieser angebeteten, perfiden Welt. So bin ich explodiert, statt ruhig und männlich zu Ende zu brennen, und die tausend runden Dinge gehn mich nichts mehr an. Was stehst Du hier herum, Du bäuchiger Beamter? Du verschmähst sie schon, wenn sie Dir nicht etwas Besonderes zeigt. Und ich habe sie verloren und die Welt verloren und bin ein Gespenst ⟨und jetzt in Tränen⟩

Verzeiht mir, verzeiht mir, meine Freunde, diese letzte Trübung, den letzten Erdenrest, der mit diesem Ausbruch nun dahin ist. Vielleicht nahm ich zum letzenmal diese Form nur an, um nun, für ewig ihn abschüttelnd, kein Mensch mehr zu sein. Weite, weite Welt, ⟨auf den Knien⟩ ich bleibe ja in dir ⟨leise und schnell⟩.

Leb wohl, Hedi, leb wohl, Held Markus!

Baurat: Also jetzt werde ich endlich doch im Vestibül Licht machen. Warten Sie einmal! ⟨Er geht hinaus.⟩

Hedi ⟨steht auf, wie um jemanden hinauszubegleiten⟩.

Baurat ⟨kommt zurück, durch die Türe fällt Licht⟩: Wo sind Sie denn?

ENDE

Franz Werfel.

GEORG BÜCHNER

Zum Säkularlag seiner Geburt.

Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe.
Büchner im »Danton«.

Man möchte zum sozialen Metaphysiker werden, wenn man sieht, wie in verhängnisvollen Perioden der Geschichte die bedeutenden Menschen vor der Zeit sterben.

In Rußland war das fürchterliche Regiment des ersten Nikolaus eine Periode dieser Art. Alexander Herzen hat darauf hingewiesen. Er hat ein entsetzliches Register aufgestellt. Hier ist es:

Rylejew wurde auf Nikolaus' Befehl gehängt. Puschkin ward in einem Alter von achtunddreißig Jahren in einem Duell getötet. Gribojedoff ist in Teheran ermordet worden. Lermontow fiel, dreißig Jahre alt, in einem Duell am Kaukasus. Wenewinitow ging mit zweiundzwanzig Jahren durch die Gesellschaft zugrunde. Koltzow wurde von seinen nächsten Verwandten zu Tode geärgert und starb dreiunddreißig Jahre alt. Belinsky kam mit fünfunddreißig Jahren in Hunger und Elend um. Polejaew starb im Militärhospital, nachdem er gezwungen gewesen war, acht Jahre im Kaukasus zu dienen. Baratinsky starb in der Verbannung, nachdem diese zwölf Jahre gedauert hatte. Bestuschew erlag, noch ganz jung, im Kaukasus, nach vorausgegangener Zwangsarbeit in Sibirien.

Der ausgezeichnete revolutionäre Pamphletist fügt diesem starrenden Verzeichnis den Gedanken hinzu, daß die, denen die Regierung nicht den unmittelbaren Tod bereitete, sich »gleichsam beeilten, daß Leben zu verlassen«. Sie starben an der Zeit, die ihre Lebenstriebe brach, sie starben an einem mißgestimmten gesellschaftlichen Klima.

Diese Kausalität ist nicht so einfach zu prüfen wie die einer natur-

wissenschaftlichen oder einer volkswirtschaftlichen Verkettung. Sie ist voll von Mystik — aber auch voll von Tatsächlichkeit.

Man stirbt nicht an Krankheiten. Man stirbt an der Gesellschaft. Krankheiten, Strafen, Selbstmorde, Duelle sind nur die Masken, hinter denen sich eine primäre, eine soziale Kausalität unerkannt einherbewegt. Die Menschen stehen und sehen die Unheimliche an, sie begreifen sie nicht, aber sie unterliegen der Suggestion, die von ihr ausgeht, und werden ganz gehorsam leidend oder straffällig.

In Frankreich geschah dies Verhängnis an den Dichtern der nachrevolutionären Zeit. Musset starb vorbildlich an dem Stupor der Restaurationsepoche.

Nicht alle Engländer sind zu rational, solche Schicksale zu leugnen. Die Größten unter den Briten des Zeitalters nach Napoleon starben in mystischer Jugend an der schrecklichen Klanglosigkeit ihrer Generation. Shelley ertrank mit dreißig Jahren im Meerbusen von Spezia. Byron starb mit sechsunddreißig Jahren zu Missolounghi inmitten des griechischen Unabhängigkeitskampfes, in den ihn romantische Hysterie getrieben hatte.

Die stumpfe Zeit verdrängte die Leidenschaften. Unausgelöst sammelten sie sich im Hinterhalt und eines Tages brachen sie tödlich hervor.

In Deutschland endete unter solchem Gesetz Lenz und eine Generation später Kleist. Abermals ein Menschenalter später starb so Grabbe mit fünfunddreißig Jahren und Georg Büchner mit zweiundzwanzig. Die ganze Generation umfaßte nach einem ins Übersinnliche weisenden sozialpsychischen Gesetz ein früher Tod, auch minder Bedeutende und Unbedeutende. Das ist die Psychologie des Todes Körners und die Psychologie des Attentats, das Sand an Kotzebue beging, weil sein vom Elend der Restauration zurückgedrängtes Verlangen nach entfesselten Ekstasen eines Tages einer furchtbaren Explosion zutreiben mußte, die auch sein Leben vernichtete und vernichten sollte.

So starben die Menschen vor dem Tage, der einer vor einem entspannenden Zeitalter natürlich entwickelten Kraft ein natürliches Ende gesetzt haben würde.

Der klassische Fall ist Büchner. Er war gesund und schön und

nach der Überwindung entsetzlicher Verstimmungen bis in die letzten Tage seines Bewußtseins voll von Hoffnungen. Aber diese Hoffnungen waren nur subjektiv. Der objektive Aufbau seiner Kraft war unterwühlt. Sein Bewußtsein spiegelte seinen Zustand falsch. Man weiß kaum, an was für einer Krankheit er gestorben ist. Die romantisch spekulierende Heilwissenschaft von damals, die Hegel und Schelling beinahe näher war als der exakten Diagnostik, behalf sich mit halbmythologischen Bezeichnungen wie »Faulfieber«. Nicht das körperliche Leiden war primär, sondern die moralische Zerpressung, die ein niederträchtiges Zeitalter an seiner aufschwellenden Kraft verübt hatte. Er erlag dem Elend der hessischen, der deutschen, der europäischen Reaktion.

Büchner kam in einem Moment zur Welt, in dem eines der ungeheuersten weltpolitischen Systeme zusammenbrach, die je gewesen sind, am 17. Oktober 1813 — an jenem Ruhetag zwischen den beiden großen Kampftagen der Leipziger Völkerschlacht. Der Zusammenbruch des napoleonischen Systems griff in die ideale Existenz des Hauses Büchner ein, das in einem Dorf bei Darmstadt stand. Der Vater Büchners war ein begeisterter Verehrer Napoleons. Er war in der napoleonischen Armee Feldarzt gewesen, hatte so halb Europa durchquert und hatte von dem Rheinbunddynasten, der in Hessen regierte, eine Zivilversorgung als Distriktsarzt in Goddelau erhalten. Dieser Arzt war ein scharfgeprägter Vätertypus. Er war durch und durch diszipliniert, ein bedingungsloser Verteidiger der Autorität, ganz und gar illiberal, dabei rein sachlich, ein Feind religiöser Mystifikationen, Autoritätsmensch tel quel, Naturforscher, stumm-zelotisch exakt und gegenüber der offiziellen staatlichen Ordnung wertlos-fanatisch korrekt. Der Sohn wurde nicht das absolute Gegenteil des Vaters, aber er wurde sein Gegenteil in wesentlichen Dingen. Er hatte vom Vater eine pietätlose Präzision in der Bezeichnung peinlicher Dinge. Der »Danton« ist voll von Naturwissenschaftlichkeiten: kurz, direkt, oft zynisch, mitunter zotenhaft brutal bezeichnen sie Tatsachen, die man gemeinhin sentimental umkreist. Aber der nämliche Büchner schwärmt in unendlicher Lyrik, verschwenderisch, zwecklos, mit einem Weltgefühl, das in die Himmel greift. »Leonce und Lena«, das zauberhafteste Lustspiel der deutschen Literatur, endet mit Worten,

die zwischen den äußersten Polen, zwischen der Süßigkeit der Materie und den höchsten Entzückungen des Geistes exzentrisch schwingen:

Leonce: . . . . wir lassen alle Uhren zerschlagen, alle Kalender verbieten, und zählen Stunden und Monden nur nach der Blumenuhr, nur nach Blüte und Frucht. Und dann umstellen wir das Ländchen mit Brennspiegeln, daß es keinen Winter mehr gibt, und wir uns im Sommer bis Ischia und Capri hinaufdestillieren, und das ganze Jahr zwischen Rosen und Veilchen, zwischen Orangen und Lorbeer stecken . . .

Valerio: Und ich werde Staatsminister, und es wird ein Dekret erlassen, daß, wer sich Schwielen in die Hände schafft, unter Kuratel gestellt wird, daß, wer sich krank arbeitet, kriminalistisch strafbar ist, daß jeder, der sich rühmt, sein Brot im Schweiße seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gesellschaft gefährlich erklärt wird, und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, klassische Leiber und um eine kommende Religion . . .

Das ewige Spiel zwischen »Vätern und Söhnen«. Der Gegensatz war nicht nur ein Kampf zwischen dem väterlichen Materialismus und der Romantik der neuen Generation, sondern auch ein Kampf zwischen der Subalterne und der Freiheit. Der Darmstädter Gymnasiast schrieb begeisterte Verherrlichungen der französischen Revolution, und die Pariser Erhebung vom Juli 1830 warf den Primaner zu den Höhen der reinsten republikanischen Begeisterung hinauf. Seine Abiturientenrede galt der republikanischen Tugend des klassizistisch verstandenen Cato von Utica.

Die demokratische Entwicklung Büchners wurde frei, als er — es war im Herbst 1831 — die Straßburger Universität bezog. Von da aus sah er die Politik der »allerdurchlauchtigsten und gesalbten Schafsköpfe« noch viel deutlicher als das was sie war. Straßburg war eine politisch erregte Stadt. Die Julirevolution hatte dort ein lautes Echo gefunden. Deutsche berührten Straßburg auf der Flucht. Aber nicht nur die kleinen Funktionäre der politischen Aktion waren in Straßburg zu sehen, auch die dichterischen Verkünder der Revolution und die großen französischen Theoretiker der Gesellschaftsreform standen im Gesichtskreis der Stadt. Straßburg schwärmte von Victor

Hugo, in Straßburg waren Fourier und Saint-Simon, die genialen utopistischen Sozialisten, Probleme der Debatten.

Büchners Verhältnis zu den politischen Fragen war komplizierter als das der gewöhnlichen Demokraten. Er war ein radikaler Demokrat, aber er war nicht nur Ekstatiker, sondern auch wirklicher Politiker. Seine Straßburger Briefe geben Aufschlüsse genug. Gelegentlich des Frankfurter Attentats, das er gleichsam nur revolutionstechnisch mißbilligt, schreibt er nach Hause:

»Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles, was sie bewilligten, wurde ihnen durch die Notwendigkeit abgezwungen. Und selbst das Bewilligte wurde uns hingeworfen wie eine erbettelte Gnade und ein elendes Kinderspielzeug, um den ewigen Maulaffen Volk seine zu enge geschnürte Wickelschnur vergessen zu machen. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand? Weil wir im Kerker geboren und großgezogen sind, merken wir nicht mehr, daß wir im Loch stecken mit angeschmiedeten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt ihr den gesetzlichen Zustand? Ein Gesetz, daß die große Masse der Staatsbürger zu frohnenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden Minderzahl zu befriedigen? Dies Gesetz, unterstützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit seiner Agenten, dies Gesetz ist eine ewige, rohe Gewalt, angetan dem Recht und der gesunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann. Wenn ich an dem, was geschehen, keinen Teil genommen, und an dem, was vielleicht geschieht, keinen Teil nehmen werde, so geschieht es weder aus Mißbilligung noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung derer teile, welche in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk sehen . . .«

Büchner haßte aus seinen subtilen Geschmacksinstinkten die undifferenzierte Gebärde der burschenschaftlichen Teutonen und das markierte Straßburger Jakobinertum. Er war beileibe kein Ästhet,

aber die anderen waren neben seiner überlegenen Natur mehr oder minder Knoten und Ideologen. Büchner ironisierte die Geschäftigkeit der saintsimonistischen Wanderlehrer, die zu dem Père suprême des patriarchalischen saintsimonistischen Sozialstaates eine Mère suprême suchten. Aber wie er von den Emblemen, von dem republikanischen Formelkram, von der burschikosen Ruppigkeit und von der politischen Talentlosigkeit kindlicher Ideologen den Wert der Bewegung, den Sinn der Sache unterschied, wie er über eine ernstliche, wirksame Politisierung der revolutionären Ekstasen nachdachte und wie er mit geheimer Begeisterung an die Sache glaubte, so näherte er sich, obgleich er die absonderlichen Geschmacksexzesse der Saintsimonisten komisch fand, dem Wesen des jungen französischen Sozialismus so sehr, daß er inmitten einer kraß ideologischen deutschen Welt der Erste wurde, der das ökonomische und das soziale Argument in der Politik begriff. Die »Gesellschaft der Menschenrechte«, die Büchner in Gießen und Darmstadt begründete, war nach dem Vorbild französischer Arbeitervereine so benannt. Auch sachlich trat Büchner dem albernen akademischen Hochmut der Burschenschaft entgegen, die in der Gesellschaft nur den civis academicus zulassen wollte: er trennte sich alsbald ganz von der Burschenschaft. Als den entscheidenden politischen Kontrast, von dem alles ausgehen müsse, bezeichnete er immer entschiedener den Gegensatz zwischen Arm und Reich. Konsequent verurteilte er den Glauben an das politische Individuum: er verkündete den Glauben an den Instinkt und an die materiellen revolutionären Interessen der Masse. In einem Brief liest man:

»Ich werde zwar immer meinen Grundsätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, das nur das notwendige Bedürfnis der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien der Einzelnen vergebliches Torenwerk ist. Sie schreiben, man liest sie nicht: sie schreien, man hört sie nicht, sie handeln, man hilft ihnen nicht. Ihr könnt voraussehen, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderstreiche nicht einlassen werde.«

In einem Brief an Gutzkow schrieb Büchner 1836:

»Um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht gerade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst

der Idee, von der gebildeten Klasse aus zu reformieren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell, wären Sie je direkter politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen. Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, soviel Konzessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältnis zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für sie gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiösen Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen, und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzliche Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.«

Damit war die Sozialweisheit der Gutzkowschen »Ritter vom Geist« überwunden. Wenig später erklärte ein proletarischer Revolutionär, Wilhelm Weitling, die Lehre von der Emanzipation der unterdrückten Masse durch das Wohlwollen der Besitzenden und Gebildeten für einen »verfluchten Unsinn«. Büchner war der Mann einer Weltenwende.

Nach der emanzipierenden Atmosphäre, die ihn in Straßburg umgeben hatte, war Gießen für Büchner unerträglich. Er mußte aber nach dem hessischen Gesetz das Studium an der Landesuniversität beenden. Im Herbst 1833 wurde er in Gießen immatrikuliert. Der Aufenthalt war qualvoll. Seine Fachstudien — Naturwissenschaft und Medizin — empfingen kaum Anregungen. Schlimmer war das andere: Büchner, der in Straßburg etwas von den Traditionen der großen Revolution gespürt und dort in dem großen und relativ freien französischen Staat gelebt hatte, konnte die jämmerliche Kleinheit und die armselige Perfidie des hessischen Staatsbetriebs nicht mehr ertragen. Der Aberwitz der hessischen Zustände machte ihn krank.

Der Winter von 1833 auf 1834 war schlimm. Im Frühjahr 1834 überfiel den Überreizten eine Gehirnentzündung. Das war der Anfang seines Unterganges.

Der Jammer Hessens riß den Gießener Studenten nun doch ein wenig in die Politik revolutionärer Konventikel. Seit den Tagen der Gießener »Schwarzen«, jener radikalen akademischen Sezession, die sich von der Burschenschaft abgesprengt hatte, war Hessen das Zentrum des deutschen Radikalismus. Von Hessen waren die Brüder Follen ausgegangen, von denen der begabteste, der juristische Privatdozent Karl Follen, der in Gießen und Jena in akademischen Kreisen mit glänzender Dialektik für die Idee des deutschen Freistaats wirkte, auf das Attentat Sands einen mindestens objektiven Einfluß gehabt hat. Aus dem Kreise der Follen war auch der junge Löhning hervorgegangen, jener Apothekergehilfe, der auf den hessischen Regierungspräsidenten Ibell einen mißlungenen Anschlag gemacht und sich dann selber mit Glasscherben, die er verschluckte, im Gefängnis getötet hat. In Hessen arbeitete der demokratische Anwalt Hoffmann und der demokratische Pfarrer-Rektor Weidig, der nachmals aus Verzweiflung über verruchte Mißhandlungen im Gefängnis sich selber entleibte. Mit Weidig verband sich Büchner Neujahr 1834 zur gemeinsamen politischen Arbeit. Weidig war ein biblischer Ideologe, der das Recht der Demokratie aus den Propheten und dem neuen Testament bewies: ein Typus, der den Bauernkriegen anzugehören schien. Büchner war dem Genossen politisch unendlich überlegen. Diese politische Freundschaft war eigentlich eine Unmöglichkeit. Büchner wollte eine breit organisierte Politik der Massen, insbesondere der halbproletarisierten hessischen Bauern. Weidig hatte bei aller demokratischen Begeisterung kein Verständnis für die Realität der Masse; er hatte den naiven Hochmut des intellektuellen Demokraten, der nur das ideelle Argument anerkennt und weder an die Politik der Masse noch gar an das politische Gewicht des ökonomischen Motivs glauben kann. Die wundervolle Flugschrift, die Büchner 1834 schrieb, um die Massen der verelendeten hessischen, namentlich der oberhessischen Bauern gegen die Regierung zu mobilisieren, wurde von Weidig durch eine ideologische Verwässerung pastoral verdorben. Büchner war außer sich.

Die Verbreitung des »hessischen Landboten« war ohne Wirkung. Das Land blieb still. Eine böse Wirkung kam allerdings für Büchner heraus. Er wurde trotz der raffinierten Heimlichkeit, mit der die Angelegenheit des Landboten betrieben wurde, den Behörden verdächtig. Ein Schuft aus den revolutionären Zirkeln, die das Beste ihrer Organisation dem jungen Büchner dankten, versorgte die Behörden mit Denunziationen. Man weiß nicht, ob es Scheu oder äußerste Tücke war, wenn der Denunziant Büchner vor allen anderen vorläufig schonte. Büchner blieb auf freiem Fuß. Aber er wurde überwacht. In dieser Zeit entstand der »Danton«. Hatte Büchner seine politische Tätigkeit suspendieren müssen, so schrieb er, der unaufhörlich Produktive, unter den Augen der Polizei ein kolossales Revolutionsdrama. Er schrieb es in doppelter, ja dreifacher Not. Er schrieb es unter Polizeiaufsicht. Er schrieb es hinter dem Rücken des erbitterten Vaters, der die revolutionäre Entwicklung des Sohnes mit der ganzen Kraft seines autoritären Auftretens hintertreiben wollte: Büchner schrieb im Laboratorium des Vaters zwischen Skeletten und Präparaten — angeblich mit den Naturwissenschaften, tatsächlich mit den maßlosen Kontrasten beschäftigt, die der Geist Dantons unter den Schlägen der Revolution zynisch und zugleich exzessiv schwärmend erlebte. Büchner schrieb das Drama schließlich, um zu Geld und dadurch zur Flucht zu kommen. Er sandte das ungeheure Werk, das er in fünf Wochen vollendet hatte, an Gutzkow, der von Bewunderung erfüllt war. Aber bevor von ihm materielle Hilfe eintraf, gediehen die Dinge in Darmstadt zum Äußersten. Fast in dem Moment, in dem er verhaftet werden sollte, entwich Büchner — wie es scheint mit mütterlichem Geld — aus Darmstadt. Er floh nach Straßburg, wo ihm eine freie Existenz möglich war und wo ihm die geliebte Braut lebte, mit der er seit dem ersten Aufenthalt verlobt war. Er war überzeugt, daß für den Augenblick eine politische Wirksamkeit unmöglich war. Nur deshalb hielt er sich von der Politik zurück: nicht etwa, weil er nach Weimarer Art aus einem Politiker zu einem puren Ästhetiker geworden wäre.

Er schrieb in einem Brief:

»Ich habe mich seit einem halben Jahre vollkommen überzeugt, daß Nichts zu tun ist, und daß Jeder, der im Augenblicke sich auf-

opfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt. Ich kann nichts Näheres sagen, aber ich kenne die Verhältnisse, ich weiß wie schwach, wie unbedeutend, wie zerstückelt die liberale Partei ist, ich weiß, daß ein zweckmäßiges, übereinstimmendes Handeln unmöglich ist, und daß jeder Versuch auch nicht zum geringsten Resultate führt. Eine genaue Bekanntschaft mit dem Treiben der deutschen Revolutionäre im Auslande hat mich überzeugt, daß auch von dieser Seite nicht das Geringste zu hoffen ist. Es herrscht unter ihnen eine babylonische Verwirrung, die nie gelöst werden wird. Hoffen wir auf die Zeit!«

In die letzte Straßburger Periode fällt die Entstehung glänzender Übersetzungen Victor Hugos, die Entstehung der fragmentarischen Novelle »Lenz«, des Lustspiels »Leonce und Lena« und des tragischen Fragments »Wozzek«. In seiner Berufsarbeit gedieh Büchner zu ernsten philosophischen — namentlich spinozistischen — Studien und zur Vollendung einer Inauguraldissertation über das Nervensystem der Fische. Auf Grund dieser Arbeit wurde der Zweiundzwanzigjährige von der Züricher Fakultät promoviert und auf Grund der Promotion wurde er sofort Privatdozent in Zürich. Der Straßburger Boden war unsicher geworden, es bestand die Gefahr der Auslieferung. In Zürich hat Büchner ein Semester als Privatdozent vergleichende Anatomie gelehrt. Am 19. Februar 1837 war er tot. Die Spannung seiner Jugend war zu groß, die Zeit zu miserabel gewesen.

Büchner läßt uns an etwas glauben, was uns Deutschen unerhört erscheint, an die Verbindung von Kunst und Politik. Der »Danton« ist Politik. Und der »Danton« ist Kunst. Wenn das paradox ist, so mag sich die Verbindung daher erklären, daß Büchner französische Kultur im Blute hatte — schon vom Vater her, so anders der war, dann von Straßburg her und schließlich aus der geistigen Wahlverwandtschaft mit der großen Revolution. Kunst und Politik — wohlverstanden: wahre Kunst und wahre Politik, beide ganz originell und ganz spezifisch — sind in diesem Drama so innig verbunden, daß sie sich nicht nur formal vertragen, sondern es sogar wagen dürfen, das eigentliche psychologische Problem des Dramas zu sein. Tendenz? das Wort ist lächerlich klein für die große Sache, aber wenn man es groß, ganz menschlich nimmt, mag es Wahrheit enthalten.

Die Revolution läuft ihrem Ende zu. Danton und die um ihn sind der Ereignisse müde. Sie haben die Revolution mit Begeisterung gemacht, aber nun wollen sie, daß sich das Leben wieder einmal wie eine Vegetation entfalte: gelassen, heiter, blühend, im entzückten Fluß sorgloser Säfte.

Camille Desmoulins spricht wider Robespierre:

»Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin abdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat ein Recht zu sein wie sie ist, wir sind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden. Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünderin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen. Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympische Spiele, Rosen in den Locken, funkelnden Wein, wallende Busen und melodische Lippen, ach, die gliederlösende Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, sich in die Ecke zu setzen und Rüben zu kochen, aber sie sollen uns keine Gladiatorenspiele mehr geben wollen. Der göttliche Epikur und die Venus mit dem schönen Hintern müssen statt der Heiligen Marat und Chalier die Türsteher der Republik werden. Danton! Du wirst den Angriff im Parlament machen.«

Lacroix spricht über Danton:

»Was weiß ich! Er sucht eben die mediceische Venus stückweise bei allen Grisetten im Palais Royal zusammen, er macht Mosaik, wie er sagt. Der Himmel weiß, bei welchem Glied er gerade ist. Es ist ein Jammer, daß die Natur die Schönheit, wie Medea ihren Bruder, zerstückelt und sie so in Fragmenten in die Körper gesenkt hat. Gehen wir ins Palais-Royal«.

Lacroix spricht über das Volk:

»Und außerdem, Danton, sind wir lasterhaft, wie Robespierre sagt, das heißt wir genießen, und das Volk ist tugendhaft, das heißt es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die Genußorgane stumpf macht, es besäuft sich nicht, weil es kein Geld hat, und es geht nicht ins Bordell, weil es nach Käse und Hering aus dem Halse riecht, und weil die Mädel davor einen Ekel haben.«

Es ist nicht die Frage, ob der Inhalt dieser Proklamationen historisch stimmt. Es ist nur die Frage, ob das Problem des Dramas — Kunst und Politik — hier auf eine wesentliche Weise gedacht ist, ob das Gleichnis zutrifft, ob das Ziel richtig gesteckt ist. Es ist die Frage, ob es darauf ankommt, wie Robespierre »empörend rechtschaffen« zu sein »bloß um des elenden Vergnügens willen, andere schlechter zu finden als sich«. Es ist die Frage, ob die Politik banausisch sein muß oder nicht. Diese Frage ist aber keineswegs historisch gestellt. Sie ist kaum politisch gestellt. Büchner, der Überlegene, der Politiker, kennt und achtet die Notwendigkeit der ehrenwerten Banausen und er ist auch sehr geneigt, die ästhetische Sentimentalität des Desmoulins zu ironisieren. Zwar ist er mit Danton und Desmoulins am meisten einig. Sein historischer Horizont ist ihnen am meisten geöffnet. Ohne Zweifel sieht er Marat falsch, dessen prachtvoller Animalismus ihn begeistert haben müßte, wenn er ihn gekannt hätte. Aber so liegt die Angelegenheit ja gar nicht und man würde gerade Büchner schwer verkennen, wollte man meinen, sein Drama proklamiere die Ästhetisierung der Politik. Das Problem ist rein menschlich und allgemein menschlich gestellt. Kann in einem und demselben Geiste der politische Furor und die politische Technik und zugleich auch die dichtende Begeisterung für die zartesten und für die derbsten Reize des menschlichen Daseins, für die leisen und die pathetischen Schönheiten der Erde und des Himmels wohnen? Kann ein Geist zugleich Dichter und Politiker sein und beides ganz? Die Erscheinung Dantons bejaht die Frage, und wenn Dantons Erscheinung nicht genügt, so genügt doch sicher der ganze Komplex der Revolution in seiner göttlichen Unpersönlichkeit. Er enthält die Danton und Robespierre, die Desmoulins und Saint-Just, die äußerste Sensibilität und die schroffe, unbekümmerte politische Praxis. Und schließlich kommt es nicht darauf an, daß das Problem gelöst, sondern darauf, daß es empfunden wird. Mehr wäre übermenschlich. Das ist der Sinn des »Danton«. Aber man muß ihn auch ins Einzelne lesen. Da ergibt sich, daß sich nur in Revolutionen alles ereignet. Sie haben die unmittelbarsten politischen Kämpfe, bei denen uns Hören und Sehen vergeht. Sie haben die stärksten künstlerischen Anschauungen. Sie stürzen philosophische Systeme und Götter und

Himmel, sie bauen neue Systeme und bauen neue Himmel, die sie mit neuen Göttern bevölkern. Sie emanzipieren den Witz des Volkes, der wie Shakespeares Rüpel mit Dingen und Klängen spielt. Mit dem Kalauer der unerschöpflichen, wundervollen Plebs emanzipieren sie auch den Heroismus des Volks und der Einzelnen. Sie emanzipieren die Größe und — man lese den grandiosen Akt, der in der Conciergerie spielt — sie emanzipieren die Angst der Einzelnen, die nicht sterben wollen, denen der Himmel wie ein jammerndes Auge ist, denen die durch die Nacht gesprengten Sterne wie Tränen sind, die aus diesem Auge abträufeln. Revolutionen emanzipieren ein kolossales kollektives Entwicklungsgefühl: die große Rede des Saint-Just ist wie ein hartes, vom Rationalismus erfülltes darwinistisches Manifest, das auf die Menschengeschichte angewendet wird. Und schließlich münden Revolutionen immer in Ahnungen der Unendlichkeit.

Das ist der »Danton« Büchners — außer den »Räubern« die einzige große politische Dichtung der Deutschen und sicher reifer, dichterisch voller, viel sinnlicher und formaler als die Jugendtragödie Schillers, dessen Kunst Büchner matt erschien.

Der »Danton« ist von Anfang bis zu Ende nur Büchner. »Leonce und Lena« ist es nicht minder. Das bedeutet, daß es sich in »Leonce und Lena« im Grunde um dasselbe Problem handelt wie im »Danton«. Dies ist das Problem, dies die Aufgabe, daß der radikale Republikaner es vermögen muß ein Prinz zu sein, und daß der wahre Prinz es vermögen müsse, so sehr zum Menschen zu werden, daß er mit dem letzten der dahergelaufenen Rüpel gemeinsam die Welträtsel löst und daß er seine Schicksale, sein Weib, alles Liebe und alles Böse die Welt durchwandernd von den Zufällen des anonymen Nichts empfängt wie ein Handwerksgeselle. Das ist die Parabel von Leonce, dem Prinzen, und Lena, der Prinzessin und von dem vortrefflichen Hanswurst Valerio, dessen erhabenste Weisheit es ist, die am höchsten geborenen Personen genau so für putzige Automaten, für einfältige Marionetten einer unbenannten objektiven Weltkraft zu halten, wie es die letzten Gäste sind, die der Hochzeit eines Prinzen von weitem zusehen. Es ist die Gleichheit alles Menschlichen unter dem Absolutismus des Objektiven. In den Briefen heißt es einmal:

»Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenstiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken.«

Sie erschlagen in diesem Stück die Mythologie von der Freiheit des Willens gar köstlich. Der König in der Fabel, der ein großer Philosoph ist, ein Serenissimus mit den seriösesten hegelschen Hintergründen, wird in Anwesenheit seines Hofstaates angekleidet. Der allerhöchste Hosenlatz hängt tief herunter und der König doziert mißbilligend: »Der freie Wille steht offen.« Der Hosenlatz, den innen eine Krone ziert, wird darauf von zwei Lakaien rapid geschlossen. Aber wer hat nun Recht? Der König oder die Lakaien oder alle Drei? Wir sind die Marionetten des Objektiven. Was bleibt uns übrig als der Glaube daran und allenfalls noch das Talent, klingende Phrasen in den Raum zu bauen? Das Talent, uns unsere Welt einigermaßen abzurunden? Das Talent, der Sonne, dem Mond und den Sternen zum Trotz unsere Kerzen anzuzünden und die Wände mit Teppichen zu verhängen?

»Sind alle Läden geschlossen? Zündet die Kerzen an! Weg mit dem Tag! Ich will Nacht, tiefe ambrosische Nacht! Stellt die Lampen unter Kristallglocken zwischen Oleander, daß sie wie Mädchenaugen unter den Wimpern der Blätter hervorträumen. Rückt die Rosen näher, daß der Wein wie Tautropfen auf die Kelche sprudle. Musik! Wo sind die Violinen? Wo ist Rosetta? Fort! Alle hinaus!«

Das Tiefste in Büchner ist das Gefühl für das Anonyme. Seine Dichtungen leben auf der Höhe edelster Abstraktion. Seine menschlichen Gefühle gehören, so aristokratisch kompliziert er ist, der Masse. Er hat ein dramatisches Fragment geschrieben, in dem sein Haß gegen den Hochmut der Intellektuellen sich zu einer dämonischen Vision kristallisiert, den »Wozzek«. Schon der Name ist ungeheuer. Er sagt das Stück an.

Der Wozzek ist ein gemeiner Soldat. Er ist beschränkt. Aber

Büchner liebt ihn mit sozialer Menschlichkeit. Er liebt ihn so, wie er es einmal in seinen Briefen allgemein gesagt hat:

»Ich verachte niemanden, am wenigsten wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es in niemands Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden — weil wir durch gleiche Umstände wohl alle gleich würden, weil die Umstände außer uns liegen. Der Verstand nun gar ist nur eine sehr geringe Seite unseres geistigen Wesens und die Bildung nur eine sehr zufällige Form desselben.«

Das ist der Typus des Wozzek. Der Wozzek hat einen Schatz: die Marie. Sie hat ein Kind von ihm, von seiner dumpfen und demütigen Begierde. Er trägt ihr regelmäßig seinen Sold hin, aber sie poussiert mit einem anderen — mit dem Tambourmajor, einem ekelhaft schönen Kerl in knallender Uniform, der immer in frisch lackierter Lüsternheit erglänzt. Dieser opernhafte Wicht mit den runden Gliedern und der jovialen Arroganz verführt dem Wozzek das Mädchen. Der begreift das Verhältnis langsam und nun drängt sich seine ganze Qual zusammen. Ein Doktor — sicher ein dürres Exemplar der Gießener Fakultät — hat mit dem Blöden infame Ernährungsexperimente gemacht. Sein Hauptmann hat ihn immer verulkt. Auf allen Tanzböden ist er die lächerliche Figur. Überall ist er gebeutelt und gehöhnt. Da rafft sich der ganze Ingrimm seiner schauerlich mißbrauchten subalternen Existenz zusammen: er schneidet dem Mädchen den Hals durch und ersäuft sich in einem Waldteich. Das Motiv der Dichtung ist von erstickender Enge, aber die dichterische Form, die dichterische Liebe ist von einer so grenzenlosen Weite, daß sie eine ganze Menschheit umschließt.

Hier umfaßt der Sozialrevolutionär den Dichter, der Dichter den Sozialrevolutionär. Der Umfang dieses Geistes ist herrlich. Büchner hielt sich in Straßburg und dann nach der Gießener und Darmstädter Zeit von der aktiven Politik zurück, weil ihm mit den Mitteln der sogenannten Demagogen demokratische Politik nicht realisierbar erschien. Er, der Dichter, wollte es in der Politik mit realisierbaren Dingen zu tun haben, und er, der die Technik der politischen Organisation besser beherrschte als alle radikalen Hessen zusammen, er, dem die Wirkung einer Agitation mit statistischen Ziffern kein

Geheimnis war, er, der die Bauern an ihrem Nerv, an ihren materiellen Lebensinteressen zu fassen wußte, schrieb eine Agitationsschrift, deren dichterische Größe bei allen Ziffern und Tatsachen, die sich ihr mühelos eingliedern, an das Pathos des alten Testaments gemahnt:

»Im Namen des Großherzogs! sagen sie, und der Mensch, den sie so nennen, heißt: heilig, souverän, unverletzlich, königliche Hoheit. Aber tretet zu dem Menschenkinde und blickt durch seinen Fürstenmantel. Es ißt, wenn es hungert, und schläft, wenn sein Auge dunkel wird. Sehet: es kroch so nackt und weich in die Welt, wie ihr und wird so hart und steif hinausgetragen, wie ihr, und doch hat es seinen Fuß auf eurem Nacken, hat siebenhunderttausend Menschen an seinem Pflug, hat Minister, die verantwortlich sind für das, was es tut, hat Gewalt über euer Eigentum durch die Steuern, die es ausschreibt, über euer Leben durch die Gesetze, die es macht, es hat adlige Herren und Damen um sich, die man Hofstaat heißt, und seine göttliche Gewalt vererbt sich auf seine Kinder mit Weibern, welche aus ebenso übermenschlichen Geschlechtern sind. Ihr setzt ihm eine Krone auf, aber es ist eine Dornenkrone, die ihr euch selbst in den Kopf drückt; ihr gebt ihm ein Szepter in die Hand, aber es ist eine Rute, womit ihr gezüchtigt werdet; ihr setzt ihn auf eueren Thron, aber es ist ein Marterstuhl für euch und eure Kinder. Der Fürst ist der Kopf des Blutegels, der über euch hinkriecht, die Minister sind seine Zähne und die Beamten sein Schwanz. Die hungrigen Mägen aller vornehmen Herrn, denen er die hohen Stellen verteilt, sind Schröpfköpfe, die er dem Lande setzt. Das L, das unter seinen Verordnungen steht, ist das Malzeichen des Tieres, das die Götzendiener unserer Zeit anbeten. Der Fürstenmantel ist der Teppich, auf dem sich die Herren und Damen vom Adel und Hofe in ihrer Geilheit übereinanderwälzen — mit Orden und Bändern bedecken sie ihre Geschwüre, und mit kostbaren Gewändern bedecken sie ihre aussätzigen Leiber. Die Töchter des Volks sind ihre Mägde und Huren, die Söhne des Volks ihre Lakaien und Soldaten. Geht einmal nach Darmstadt und seht, wie die Herrn sich für euer Geld dort lustig machen, und erzählt dann euren hungernden Weibern und Kindern, daß ihr Brot an fremden Bäuchen herrlich angeschlagen sei,

erzählt ihnen von den schönen Kleidern, die in ihrem Schweiß gefärbt, und von den zierlichen Bändern, die aus den Schwielen ihrer Hände geschnitten sind, erzählt von den stattlichen Häusern, die aus den Knochen des Volkes gebaut sind, und dann kriecht in eure rauchigen Hütten und bückt euch auf euren steinigen Äckern, damit eure Kinder auch einmal hingehen können, wenn ein Erbprinz mit einer Erbprinzessin für einen andern Erbprinzen Rat schaffen will, und durch die geöffneten Glastüren das Tischtuch sehen, woran die Herren speisen, und die Lampen riechen, aus denen man mit dem Fett der Bauern illuminiert.«

Büchners Leben beweist, daß die stärkste und die herrlichste Spannung, die es im menschlichen Leben geben kann, die Spannung von den Ufern der Politik zu den Ufern der Kunst und wieder zurück, eine Möglichkeit ist. Aber sein Leben beweist auch, daß diese Spannung tödlich werden kann — tödlich vielleicht sogar an sich, tödlich vielleicht sogar unabhängig von allen vernichtenden Zeitumständen, die eine freie Entfaltung dieses doppelten Lebens und den freudigen Widerhall in der Nation und in der Menschheit unmöglich machen. Vielleicht ist Büchner der Energie der Spannung unterlegen, die sich über die Pfeiler seines Lebens hinhob. Es ließe sich wahrlich begreifen, daß sie ihn zum Wahnsinn getrieben hätte, wie sie die gefangenen Revolutionäre in der Conciergerie an die Grenzen des Wahnsinns hingetrieben hat.

Es wäre doppelt zu begreifen, weil diese ungeheure Spannung über einen entsetzlichen Abgrund führte. Das tiefste Thema des »Danton«, des Lustspiels und des »Wozzek« ist vielleicht die leer klappernde Banalität des Lebens, der Unglaube, der in der Existenz nichts positiv Wertvolles sieht — trotz Politik, trotz Kunst.

Wie es nun sei: Büchner lebte als Dichter mit einer ungeheuren Intensität in der Psychopathologie des Wahnsinns. Fast ereignislos, ohne novellistische Ausmalung des Milieus, in der abstrakten Welt des Anonymen, bereitet sich der Wahnsinn eines von den Spannungen des Daseins Gequälten in der grandios sachlichen Novelle »Lenz« vor. Atemlos drängt sich Hauptsatz an Hauptsatz, folgt ein Komma dem anderen, eine Etappe des werdenden Wahnsinns der anderen. Die realistische Präzision ist wie immer bei Büchner rest-

los sorgfältig. Aber zugleich erhebt sich die Anschauung ins Unendliche.

Was bedeuten lächerliche Kategorien wie Realismus, was bedeutet Büchners eigenes realistisches Bekenntnis selber bei einem solchen Dichter? Er schuf aus seinem eigenen tiefgefühlten Leben in die Unendlichkeit: genau und überschwänglich, eindringend und zugleich kosmisch. Das ist alles. Aber es ist das Höchste.

Wilhelm Hausenstein.

ABENTEUER

»Oh, oh,« sagte er auf Portugiesisch.

Als ich dem Sultan von Sansibar drei meiner abgenütztesten Freundinnen verkaufte, versprach ich ihnen, sie nach einigen Wochen auf eine romantische Weise zu befreien. Als ich in Dar-es-Salam war, verständigte ich also Schillings — wie? Nicht diese Töne, o Freunde? Dann will ich euch erzählen, wie ich von Omaha aus diese sehr rentable Religion gründete, zu der sich heute siebzehn Millionen, und rechne ich die Anhänger der ebenfalls von mir gegründeten Gegenreligion dazu, zweiundzwanzig Millionen bekennen, — oder von der alten Dame, der ich bei Pedrucchi in Padua einredete, daß sie eine Bourbonin sei, worauf die bekannte Verschwörung, — nein, auch dieses nicht, da ich die geschäfthafte Nüchternheit all dieser Dinge nicht für passend halte in diesen ernsten Zeiten, die erheitert werden müssen, damit sich der Ernst verdichte zu irgendeinem Faktum, so oder so. Also anderes.

Ich will euch erzählen, wie ich zwei portugiesische Klöster besuchte, zu einer Zeit, da noch kein kleiner König dieses Landes mit dem Münchner Barkeeper Melchior darüber sich unterhielt, ob er glaube, daß die Republik sich halten würde. Es war viel früher, als ich diese Reise mit dem Prior von San Vincente de Fora verabredete, der auch richtig eines späten Morgens in seiner Dormeuse vor meiner Quinta San Jose hielt, von der man die schiffbedeckte Mündung des Tajo übersehen kann. Der dicke Prior wollte nicht das Kleinste seiner gewohnten Behaglichkeit aufgeben und hatte außer seinem vertrauten Sekretär und seinen Lieblingspferden einen Troß von Stallknechten, Ferradores, das sind Hufschmiede, und Maultiertreibern mitgebracht. Mit meinen und meines Freundes, des deutschen Arztes, Leuten war es eine Karawane, die selbst auf der Straße nach Mekka keine

schlechte Figur gespielt haben würde. Was aber die Dormeuse betrifft, so war sie dem Prior von diesen Bruder, dem uralten Marquis von Marialva, geliehen worden und war aus den Zeiten von Donna Ines. Sie war geräumig genug, daß Franchi, des Priors italienischer Musikus, sein Ladenklavier darauf unterbringen konnte. Und der Arzt seinen Medizinkasten.

Wir saßen beim Abschiedsmahl auf der Veranda, als ein heftiger Lärm am Ufer uns aufschreckte. Der Raum von meinem Landhause bis zum Gestade war vollkommen gesperrt, indem die halbe Bevölkerung von Belem herbeigelaufen war, um unsere Abreise mitanzusehen. Die Kutscher der Packwagen fluchten und schlugen mit den Peitschen den Leuten auf die Köpfe, die Gäule wieherten, die Maultiere schlugen nach allen Seiten aus, und eine meiner zarten englischen Stuten wollte vor der Annäherung eines von des Priors wohlgefütterten Dormeusepferden ausreißen. Wir beeilten uns. Was nicht beritten war, setzte sich in das Reiseungeheuer des Priors, dieser aber sich in meine elegantere Chaise, die, von sechs starken Maultieren gezogen, in einem raschen Trab die Spitze nahm auf der Straße nach Nossa Senhora de Luz zu.

Wir machten Rast in Lumiares, einem Landhaus des Marquis von Anjeja, an das er tolle Summen verschwendet hatte, da er gar keinen Geschmack, aber den Glauben besaß, er hätte ihn. Die Alleen waren mit Kieseln in rot, schwarz und blau gepflastert, was den Augen so angenehm war wie den Füßen, ein Dutzend Behälter für Goldfische waren in den absurdesten Farben bemalt, vor denen die Fische vor Schrecken starben, und überall im Parke gab es Mauern zu keinem anderen Zwecke, als um schmale Marmortreppen anzulegen, die nur miteinander selbst in Verbindung standen und nirgends hinführten, als zu sich selber.

Es war dunkel, als wir nach Tojal kamen, wo wir die Nacht über zu bleiben beschlossen. Die paar Mönche, die hier hausten, hatten für den besten Empfang gesorgt.

Als man andern Morgens bei einem vortrefflichen Frühstück, wobei es delikate Fische gab, vom Parke in Lumiares sprach, war da einer der Mönche als Missionar in China gewesen und erzählte, daß er in Peking mitten im Winter einen ganzen großen Garten gesehen

habe, von einem milden wohlriechenden Duft erwärmt. Alle Bäume seien mit seidenen Blättern und künstlichen Blumen bedeckt gewesen und auf einem Teiche, klar und durchsichtig wie der Himmel, der sich darin spiegelte, seien Hunderte von bunt emaillierten Enten geschwommen, die aus Metall waren, durch einen Mechanismus ihre Schnäbel öffneten, schnatterten und das Futter verzehrten, daß Eunuchen ihnen zuwarfen, und es auch dem Anscheine nach wohlverdaut wieder von sich gaben. Und dabei stand die ganze Zeit über der Kaiser, lachte über mein Erstaunen und hielt sich für eine Inkarnation des Fo.

Die paar Mönche schienen die Geschichte zu kennen, dem Prior entlockte sie auch keine bessere Bemerkung, als daß er dem chinesischen Kaiser Nebukadnezars Schicksal wünsche, und der Missionar wußte von Peking sonst nichts weiter Bemerkenswertes. So brachen wir gleich nach dem Frühstück auf. Sie können mir glauben, sagte der Missionar beim Abschied, daß ich mein möglichstes getan habe, den Kaiser zu bekehren. Der Prior hatte schon einen Fuß auf dem Trittbrett, als er antwortete: Hoffentlich gelingt es ihnen das nächste Mal besser.

Es war ein elender Weg bis nach Cadafaes, wo wir endlich wieder die große Heerstraße nach Caldas erreichten. Wir aßen zu Mittag in einem reinlichen Hause. Die Fußböden mit Matten belegt, die Tische mit feinstem Linnen, und in hellglänzenden Karaffen aus venezianischem Glase standen Nelken, wie ich sie selbst in Genua in den Durazzoschen Gärten nicht schöner gesehen habe.

Als man unsern Zug vom Kloster aus erblickt hatte, läutete man alle Glocken. Die dreihundert Mönche standen, mit dem Großprior an der Spitze, auf der weiten Plattform zu unserer Begrüßung. Dann trat man in die dunkle Kirche. Die paar Lampen verbreiteten ein höchst religiöses Licht. Ich suchte die Kapelle, wo Peter der Gerechte und seine geliebte Ines begraben liegen. Ich merkte gar nicht, daß draußen die Orgel nicht mehr dröhnte, als ich plötzlich in der Romantik meiner Gefühle vom Klosterabt und meinem Prior unterbrochen wurde, die in die Kapelle getreten waren. Nach der Küche! riefen sie.

Der Aufforderung der beiden wohlbeleibten Männer war nicht zu widerstehen. Und die Küche war in der Tat eine Kathedrale der

Gourmandise. Nie sah ich einen den Zwecken des Gaumens gewidmeten Raum, der größer und würdiger gewesen wäre. Durch die ungeheure Halle mit einer schöngerippten Decke floß ein munterer Bach des klarsten Wassers, der durch hölzerne Behälter ging, die mit Fischen jeder Art gefüllt waren. Auf einer Seite waren Berge von Wildbret gehäuft, da Früchte, da Gemüse. In Truhen das weißeste Mehl. Felsengebirge von Zucker, Krüge wie Brunnen, voll Öl. Eine Schar von Laienbrüdern walkte an einem riesigen Pastetenteig. Wozu sie sangen wie die Lerchen in einem Kornfelde. Man rüstete wie zur Kananäischen Hochzeit. »Wir werden nicht Hungers sterben«, sagte der hochwürdige Abt, »Gottes Güte ist groß, wir müssen uns ihrer dankbar erweisen, indem wir sie genießen. In einer Stunde wird das Essen fertig sein. Erlauben Sie mir, daß ich Sie einstweilen in Ihre Wohnung führe. Sie hat indes nur kahle Wände, denn wir erfuhren heute morgen zu spät Ihre Ankunft, um unsere schönen Tapeten aufzuhängen.«

Ich fand meine Wohnung, die aus einem Vorraum, einem Salon und einem Schlafzimmer bestand, hoch und angenehm. Die Wände waren kahler Kalk, aber der Boden mit vortrefflichen Teppichen bedeckt und die Tische mit schweren Samten. Wasserkannen und Becken waren aus getriebenem Silber, das Linnen grob, aber mit alten barocken Spitzen. Es war ein seltsames Gemisch von Pracht und Einfachheit. Ich ließ mir im Alkoven mein eigenes Bett aufschlagen, was den Mönch, der mich bediente, verwunderte oder verstimmte. Ich badete unbekümmert in der rasch entfalteten Wanne und ging sehr erfrischt in das Refektorium, als der Dienende sagte, es wäre nun so weit. Wir holten Franchi ab, der vor seinem Klaviere saß und Monteverdi spielte.

Es gab vortreffliche Würstchen, eingemachte Neunaugen, einige brasilianische Gerichte, andere aus China, die ein Laienbruder aus Macao eingeführt hatte. Die Konfitüren und Früchte warteten in einem Nebenraume auf uns, in den man sich nach dem Mahle zurückzog, um den Gerüchen der Speisen und Brühen zu entgehen. Schon während der Mahlzeit waren einige junge Burschen mit Kassoletten von Filigran aus Goa herumgegangen, aus denen der gewürzige Duft des Kalambak, wie man die feinste Art des Aloeholzes nennt, emporstieg.

Während wir in dem Nebensälchen das weiße Fleisch der Cire-moio aus ihrer stachligen Haut schälten, wurde der große Saal aus-geräumt, und ich dachte schon, wo man die Tänzerinnen hernehmen werde zu dem erwarteten Fandango oder der Fofa, diesem züchtig-sten Tanze beredten Bauches und leidvoller Augen. Da trat eine Schar Klarinetten- und Gitarrenspieler ein, in seidene Dominos ge-kleidet wie die Abendmusikanten in den italienischen Possen, und ihnen folgten junge Mönche, gekleidet wie junge Herren in welt-lichen Anzügen, in denen sie sich etwas ungeschickt bewegten, und man tanzte eine endlose Reihe von Menuetten, nichts weiter. Der Abt schien unglücklich, meinen Geschmack nicht getroffen zu haben, der gar nicht nach Menuett tanzenden jungen Klerikern stand. Es sollte besseres kommen. Nämlich nichts geringeres als eine Theater-aufführung. Es trat nämlich ein gelblicher Herr herein, näherte sich uns mit abgemessenen Schritten, blieb vor uns stehen und schlug mit der einen Hand langsam und feierlich auf eine Pergamentrolle, die er in der andern hielt. Diese war das Stück, der Herr der Dichter. Nicht vielmehr das Stück als sein Theaterzettel, worauf in Karmin und Gold zu lesen war, daß heute abend und mit besonderer Er-laubnis des Abtes von Alcobaça aufgeführt werden würde: die rührende Tragödie der Donna Ines de Castro und der grausame Mord dieser liebenswürdigen Dame und ihrer zwei unschuldigen Kinder, wobei der Senhor Agostinho Jose die Rolle der Ines spielen werde. »Aber die Kinder entgingen doch den Klauen des Tyrannen«, bemerkte ich. »Allerdings,« sagte der Abt, »aber der Dichter ist ein italienischer Herr, der seit Jahren unsere Gastfreundschaft genießt, und da er ein Fremder ist, kann man nicht verlangen, daß er das zarte Gefühl für die kostbaren Kinder habe wie ein geborener Portugiese. Er bat mich um die Erlaubnis, sie umbringen zu dürfen, weil das die Katastrophe wirksamer mache. Ich wollte dem ausgezeichneten Talente, das mein Freund ist, nicht zuwider sein. Er wollte sie durch den Dolch der eigenen wahnsinnig gewordenen Mutter beseitigen, aber das wäre doch zu weit gegangen gewesen, meinen Sie nicht?«

Ich wandte mich an den Dichter und lobte seine weitgehenden Bemühungen im tragischen Fach, worauf er, einen Kenner in mir vermutend, lebhaft sagte: »Geben Sie mir noch einige Jahre und ich

vertilge Ihnen auf meine Art die Hälfte der königlichen Personen in der portugiesischen Geschichte. Großartig auf dem Schlachtfelde, auch wenn sie an der Gicht in ihrem Seidenbette gestorben sind, auf dem Ozean, auch wenn sie nie ihren Fuß auf ein Schiff gesetzt, ja, ich lasse sie vom Teufel selber holen, auch wenn sie in ihrem Leben nicht einer Fliege ein Bein ausgerissen haben. Das ist die Tragödie, mein Herr!« Der Abt schauderte ein bißchen mit den Schultern und flüsterte mir zu: »Esto doedo, esto doedo«, als ob er damit, daß er den Mann toll nannte, etwas anderes sagte, als daß er eben ein Dichter sei. Aber mein dicker Prior, mein Reisegefährte, erklärte, er vertrüge keinerlei Rührung auf blutige Weise, und entfernte sich, so schnell es seine Körperfülle ihm erlaubte. Der deutsche Arzt sagte, ihm mache keinerlei Blutverlust etwas, und Franchi sagte gar nichts, wie immer Musiker in solchen Fällen. Man verfügte sich also mit vielen Lichtern in den Theatersaal, durch Korridore und Hallen, über kleine Gärtchen und Höfe, wobei unser Nahen eine Menge junger Kleriker vertrieb, die entweder auf der Mundtrommel bliesen oder mit kleinen Kugeln spielten, und einer saß auf dem Boden und sprach mit einem Flamingo, der aufmerksam zuhörte.

Quer vor das Ende des großen Zimmers war ein grüner Vorhang gespannt, auf den das Klosterwappen lebhaft gestickt war. Davor standen Kirchenbänke aus glattgescheuertem Eichenholz, zumeist schon von etwa hundert ehrwürdigen Vätern besetzt, die in feierlicher Ruhe warteten, als ob sie einem ökumenischen Konzil beiwohnten. Es roch nach Klostergewohnheiten und Klosterkleidern nicht zum besten. Der Abt sah meiner Nase wohl etwas an, denn er flüsterte einem Mönche etwas zu, und nach einer Weile roch es angenehm nach verbranntem Lawendel.

Es gab einige Musik, nach deren Beschluß ich das Auffliegen des Vorhanges erwartete. Dem war aber nicht so. Wohl aber hörte ich die laute Stimme Franchis auf der Bühne, der, wie ich späterhin fand, die Donna Ines zu bewegen suchte, ein ungeheures Paar klimpernder Ohrgehänge abzulegen und eine gewaltige Schleppe zu verkürzen, über die der Lümmel von Ines bei jedem Schritt stolperte. Aber Ines drohte mit Weinkrämpfen, und das entschied die Sache. Franchi gab nach, und der Vorhang ging auf.

Über den Arm meines gewichtigen Lehnstuhles sagte Hochwürden der Abt leise zu mir: »Hätten Sie Agostinhos Stimme vor zwei Monaten gehört, so würden Sie entzückt gewesen sein. Jetzt ist er im Stimmbruch. Er wird ein guter Bariton werden.« Ich wollte gerade etwas Liebenswürdiges erwidern, als mich der Abt unterbrach: »Still! Hören Sie nicht Donna Ines?« Nun, ich hörte und muß sagen, keine Kuh, der man ihr letztes Kalb genommen, kann kläglichere Töne von sich geben, und sie nahmen an Greulichkeit zu, als Ines an die Rampe vorstürzte mit Blicken, darauf berechnet, unsere Gefühle bis auf den letzten Fetzen zu zerreißen. Dann gab es einige hundert Verse, die Ines etwas gleichförmiger rezitierte, aber mit solcher Emphase, daß der entzückte Dichter das Soufflierbuch weglegte und rief: »Nun, was sagen Sie dazu?« »E boa, e boa,« erwiderte der Abt, und die ganze Versammlung vor und auf der Bühne wiederholte: »E boa, e boa.« Diese allgemeine Ermunterung verfehlte auch nicht ihre Wirkung auf Donna Ines, und fast in zu hohem Grade, denn die höheren Töne ihres Halbdiskants bekamen nun das Übergewicht. Ich hätte viel für einige Baumwolle gegeben. Aber es gab gleich etwas Ruhe im zweiten Akt, der gänzlich mit den Plänen und Anstalten des Königs und seiner Räte ausgefüllt war, guter und nachgiebiger Leute. Im dritten Akt bemerkte ich verwundert, daß Seine Majestät mit dem kleinen Umstande, daß Ines seinen ungeratenen Sohn mit einem Paar von Kindern erfreut hatte, gänzlich unvertraut war. Als der erste Rat ihm das eröffnete, fragte er mit einer hinterlistigen Kälte. »Wie sehen sie aus?« »Wie Tauben«, sagte der mit aller Süße, die solche Tierchen verlangen, wenn man von ihnen spricht. »Das ist mir gleich« ⟨der König⟩ »ich will ihr Herz durchbohren, sie müssen sterben.« Damit verläßt er die Bühne und wiederholt: »Sie müssen sterben« noch ein paarmal wie mir erst schien, aber die Worte wurden von einer Leiter herab wiederholt von einem alten ehrwürdigen Mönche, der, da er zu sehr den Anstand liebte und zu schüchtern war, um öffentlich auf den Brettern zu erscheinen, die Rolle des Echos übernommen hatte und ganz vortrefflich spielte. Der vierte Aufzug bot nichts Besonderes, aber im fünften stiegen alle Schauder aufs höchste: Man hatte zwei entschlossene Meuchelmörder gedungen — aus ihren Blicken sprach der Mord — die Kinder liefen davon, die Mörder

nach, gellende Schreie am äußersten Ende des Theaters, und die Zuschauer standen auf und reckten die Hälse wie eine Herde ungeduldiger, unruhiger Truthähne. Die Kinder wurden beim Haare auf die Bühne geschleift und einige geschickt fallende Tropfen Blut aus einem Behälter machten Täuschung zur Wirklichkeit. Ines erschien und rief alle Gestirne zur Rache in hohen und tiefen Tönen, bis sie über den Leibern der Kindern drei Dolchstöße erfuhr. Dann kam der König und sagte: »Ich bin zufrieden.« Das war der Schluß. Der Abt sagte: »Nun lassen Sie uns unsere Tränen trocknen und noch einen kleinen Trunk tun zur Beruhigung unseres ergriffenen Gemütes.« Ich verabschiedete mich höflich dankend und ließ mich in meine Zimmer führen.

Es war früh am Morgen, als ich in einen weißblau strahlenden Himmel hinein erwachte. »Wir wollen einen Ritt in die Wüste tun«, sagte ich meiner weißen arabischen Stute. »Du wirst an deine heimatliche Wildnis denken und ich an die meinige.«

Die fruchtbaren Wiesen und Gehege lagen bald hinter mir. Der Ritt ging durch Kastanienwälder nun eine leichte Höhe hinan zu einem verfallenen maurischen Kastell. Frauen und Männer schnitten die andere Seite des Hügels hinab die Trauben von den Weinstöcken, welche den milden Aljuborrata geben. Dann weiterhin lag eine kleine Ebene, sandig, bestellt in Büscheln von staubgrauem Lawendel, die wie kleine Inseln im Sande lagen. Waldstreifen schlossen nach Süden, und darüber ragte wie ein zackiger Felsen die Kathedrale des Klosters von Batalha.

Ich ließ mein Pferd den Hügel hinabklettern und ritt im Trabe nach Alcobaça zurück. Man ging zum Frühstück, als ich ankam. Der Prior von San Vincente teilte mir mit, daß mein französischer Koch Simonet eine Omelette à la Provencale gebacken habe und keine Zeit zu verlieren sei. Der Doktor kam von einem Besuche des Krankenhauses, das die Brüder unterhielten. Die Medikamente seien, erzählte er, weder der Art noch der Zahl nach in einem Verhältnis zu den Krankheiten, für deren Erleichterung sie bestimmt waren. Aber mit den Krankheiten war er sehr zufrieden. Namentlich bot ein Geschwür von gewaltiger Größe alle Launen dar, welche die Mutter Natur bei solchen Gelegenheiten nur auslassen könne. Näm-

lich Eiterung an dem einen Ende und Verhärtung an dem andern. Er sprach mit Entzücken davon. Seine Begeisterung aber kannte keine Grenzen, als er an die Beschreibung eines höchst angenehm perennierenden Geschwürs kam, das seit einer Reihe von Jahren, wie der Ozean, seine Ebbe und Flut hatte. Hier fing er, der sonst Deutsch geredet hatte, da er des Portugiesischen nicht mächtig war, an Lateinisch zu sprechen und wandte sich dabei geradezu an den Prior. Seine Hochwürden, der ganz der Omelette hingegeben war und solchen medizinischen Gegenstand weder sonst noch gar bei der Tafel liebte, Seine Hochwürden antwortete kühl, daß er es sich zur Regel mache, wo möglich nie außerhalb der Kirche Lateinisch zu reden oder zu hören. Der Doktor schwieg, da er einsah, daß weder das eine noch das andere Geschwür die Aufmerksamkeit finden würden, die sie in seiner Meinung verdienten. Er schwieg und trank viel. Franchi, der gar nichts verstanden und nur den Enthusiasmus des Doktors gesehen hatte, wandte sich an diesen und sagte: »Nein, nein, und was Sie auch sagen mögen, — es gibt nur eine Musik, und die ist italienisch.« Der Abt brachte das Gespräch damit wieder in das Gleise, daß er von meinem Koch sprach und in einer Art, daß ich fürchtete, ich würde diese Perle ihm überlassen müssen.

Ich wollte die Siesta nicht halten. Ich wollte in die brütende Hitze hinaus, die um die Steine zitterte und in der Luft hing wie ein Spinnweb. Ich wollte durch das Dorf in den Wald gehen, um fließendes Wasser zu sehen. In einem Gange traf ich den Knaben mit dem Flamingo in einer tiefen Fensternische Schatten hocken. Er sollte mir den kurzen Weg zum Dorfe zeigen. So führte er mich durch leere Höfe, in denen ein gelbes Gras wuchs, zu einem letzten und schlug hier in einer modrig riechenden Ecke eine kleine Tür auf, die über ein paar Stufen ins Freie führte. Er wies schweigend mit der Hand die Richtung eines kaum merklichen Pfades durch Busch und Grün und wandte sich zurück zu dem Vogel, der stelzend nachgestiegen war. Ich schlenderte durch das kleine Gehölz etwas krüppliger Bäume, kam zwischen lange Reihen ockergelber Gartenmauern, über die das ledrige Grün von Feigenbäumen hing. Manchmal war eine Tür in der Wand, die sich dann höhte und weiter oben ein vergittertes Fenster zeigte. Ich ließ meine Schritte leiser werden, so

zwingend war die Stille. Und blieb manchmal stehen, tastete die Mauer ab, die warm war wie die rauhe Haut eines lebenden, atmenden, schlafenden Wesens. Es roch nach Steinen, Bux und Gartenerde.

Da schlug mein Herz erschrocken, als es etwas wie ein Singen auf einmal von einem Fenster nieder über mir hörte, und den Klang einer ganz leise geschlagenen Gitarre dazu. Es waren die Kadenzen einer Brasileira. Ich sah zu dem vergitterten Fenster auf, das eben von einem schönen weißen Arm geöffnet wurde. Den Arm kannte ich, weiß Gott! »Sind Sie es, Donna Franzisca? Wie kommen Sie hierher? Was hat sie veranlaßt, die Ajuda gegen dieses öde Nest zu vertauschen?« — »Steigen Sie die Stufen herauf, und ich will es Ihnen erzählen. Aber sie dürfen nicht länger als zehn Minuten weilen. Nicht eine Sekunde länger.« — »Da ist keine Zeit zu verlieren« und ich eilte.

Aber nicht Donna Franzisca, das beliebteste Kind der Ajuda und von Queluz empfing mich, sondern ihre ernste aber nachsichtige Mutter. »Ich weiß, wen Sie suchen,« sagte die bärtige Matrone, »aber es ist vergebens. Sie haben Franzisca gehört, dürfen sie aber nicht sehen. Sie ist nicht mehr das leichtsinnige Kind, mit dem Sie tanzten. Ihr Herz hat sich gewendet. Machen Sie nicht das Gesicht. Zu Gott hat sich ihr Herz gewendet. Ein gottseeliger Mann, ein wahrer Heiliger, ein wahrer Spiegel der Heiligkeit für seine Jahre, er ist, denken Sie nur, erst fünfzig, hat diese gesegnete Veränderung hervorgebracht. Sie erinnern sich, wie der Beichtvater der österreichischen Gesandtin sagte, es sei schändlich, wie hinreißend mein Kind die Kastagnetten schlüge und beim Tanzen ihren Kopf zurück und alle übrigen Teile ihrer kleinen Person vorbeuge, — so sagte dieser alte Wüstling. Da begab es sich also, daß der Abt von Alcobaça nach der Hauptstadt kam, in Begleitung eben des unschätzbaren Mannes, von dem ich Ihnen erzählt habe. Der sah sie und sagte, daß unter dem Schleier aller dieser Leichtfertigkeit doch noch die Saat der Gnade verborgen sei und daß er sie zum Keimen bringen wolle. Und daran machte er sich. Franzisca wandelte sich. Und als der Abt nach zwei Monaten wieder in das Kloster zurückkehrte und mit ihm unser heiliger Mann, da war für Franzisca

alles andere vergessen, und wir müssen sterben, sagte sie, wenn wir dem heiligen Manne nicht folgen. So taten wir. Mieteten dieses Haus und diesen Garten, — sehen Sie nur die schönen gelben Nelken, — und sind hier sehr glücklich und haben uns ganz der Frömmigkeit hingegeben, so streng auch unser Herr und Leiter ist und die Geißel nicht schont. Aber auch sonst läßt er es uns an nichts fehlen. Eben erst schickte er diesen herrlichen Schinken von Melgazo.«

Sie wollte gerade eine damastne Decke von dem Melgazoer Schinken zurückschlagen, als von der Gasse her dreimal kräftig gehustet wurde. Die Alte lief auf den Balkon und rief: »Jesus und Joseph, er kommt, er kommt!«

Hätte sie statt eines lebendigen Mönches einen Geist gesehen, sie hätte nicht mehr erschrecken können, und deutlicher als ihre Geste zeigte mir ihr verstörter Blick die Tür, so daß ich im Augenblick hinaus war. Es wäre auch gotteslästerlich gewesen, hätte ich auch nur einen Augenblick länger gezögert.

Das Kloster war mit heißen Gesichtern aufgewacht, als ich zurückkam. Ich hatte den Wunsch ausgesprochen, gegen Sonnenuntergang nach dem Kloster Batalha zu reiten, um da die Nacht zu verbringen, und fand alles zur Reise vorbereitet. Zwei mit Lebensmitteln beladene Maultiere und mein ungarischer Hengst standen im Geschirr.

Das violette Braun der Dämmerung lag über der Erde, als wir vor dem Kloster ankamen und der Maultiertreiber eine Fackel anzündete. Ein junger Laienbruder nahm mein Pferd, streichelte seine Mähne und küßte in kindlicher Freude seinen Hals. Ich selbst wurde, wenngleich auch nicht mit solchem Enthusiasmus, doch mit großer Herzlichkeit von dem schlanken Abt begrüßt, der in den Torweg getreten war und mich in einen kahlweißen Raum führte, wo ein einfaches Mahl gerichtet war. Als von den Hungerleidern sprachen die Mönche von Alcobaça von denen in Batalha, mit einer gutmütigen Verachtung. Es gab Früchte, Brot und Wein. Aber der schlanke Abt machte den Wirt wie ein Weltmann, der zu Haifischflossen und Salanganen geladen hat. Er goß den Wein ein, seine Finger waren fein und lang und gar nicht diese dicken gelblichen Mönchswürstchen mit Haaren darauf und eingekrümmten Nägeln.

Auch schob er die Hände nie, die Finger verschränkend, ineinander, wie Kleriker und ganz alte Leute es tun, sondern ließ sie dort ruhen, wo sie gerade lagen, sich selbst überlassen. Diese Hände ließen mich manches glauben, was man mir in Alcobaça von diesem Abte erzählt hatte. Er war erst spät in den Orden getreten, der unter der Regel Benedicti stand, und nach einem Leben, das ihn dem Teufel näher brachte als dem lieben Gott. »Meinen Glauben«, sagte er im Gespräche, »habe ich mir aus der Tiefe der Hölle heraufgeholt, — er hat davon etwas lebhaftere als die üblichen Farben bekommen.«

Aber mehr als solche allgemeine Andeutungen über sein früheres Leben gab er nicht, soviel ich mich auch bemühte, mit Erzählungen vom Abte von Alcobaça, der meinen Koch wolle, und vom Beichtvater der Donna Franzisca das Gespräch auf Persönliches zu bringen. Dieser teuflische Mann war unverrückbar. Was immer er gelebt und erlebt haben mochte, es war vollkommen in den idealsten Gleichgewichtszustand seines seelischen Wesens eingegangen. Diese geistige Isoliertheit, die sich weder in Verzweiflung noch in Verachtung von dem abwendet, was die Menschen sind und treiben, war bei diesem Abte ohne die schwache Seite, welche bei den Religiösen fast immer festzustellen ist, indem sie die niederdrückende Bedeutung der geistigen und moralischen Welt nicht in deren innere Wesenheit legen, sondern einfach auf ihr Verhalten zur Alternative Himmel und Hölle. »Um Gott zu lieben, müssen wir den Teufel lieben wie ihn«, sagte er, und: »Wir lieben den Teufel um Gottes willen, denn Gott würde ohne den Teufel zu existieren aufhören.« Dann wieder: »Das Inferno ist ein so wichtiger Teil in der Divina Commedia wie das Paradiso. Wer die Menschen als schlecht verachtet oder als böse an ihnen verzweifelt, der ist grausam wie Pascal, der eine Hölle, aber kein Paradies geschrieben hat. So müssen wir also auch den Begriff des Bösen mit unserer Liebe umfassen.« »Aber Pascal«, sagte ich, »hat das Paradies gelebt, denn er war gütig wie Keiner, immer hilfsbereit, großmütig, heiter, liebenswürdig, ein Weltmann, voll Scherz und Laune, erfand den Omnibus . . .« »Alles das war er omnibus«, unterbrach mich der Mönch, »aber ein Verzweifelter war er mit sich allein, einer, den das ewige Schweigen der Unendlichkeit erschreckte. Pascals Christentum war nicht mehr eine das

menschliche Leben formende, sondern auslöschende Kraft.« — »Aber«, sagte ich, »er hatte eine Stimme, die aus dem Dunkel kam und aus Stürmen heraus, wie keiner mächtiger je den Menschengeist überfiel, und tauben Sinnes oder in Sinnlichkeit verstumpft ist der, der diese Stimme nicht hört.« Als ich das gesagt hatte, stand der Abt von Batalha auf und trat ans Fenster, so daß er mir den Rücken kehrte, der sich für Augenblicke leicht krümmte. Lachte er leise? Sein Gesicht war regungslos, als er sich umwandte und Pascals Worte wiederholte: »Nur ein Heiliger kann die Heiligkeit verstehen.« Als ich schwieg, kam er an den Tisch zurück, lehnte sich an meinen Stuhl und erzählte: »Ich war in Rom eine Zeitlang im Amte der Heiligsprechungen. Als Advocatus Dei hatte ich einmal diesen Fall: in Paris lebte ein Jude, der ein leidenschaftlicher Katholik und auch, was man einen großen Sünder nennt, war. Er wucherte, er betrog, er verführte Kinder, er verdarb Frauen, wobei ihn sein großer Reichtum vor den irdischen Unannehmlichkeiten schützte. Und sein katholischer Glauben vor den jenseitigen. Er nahm es, wie er glaubte, sehr ernst damit. Wollte es aber auch mit seinen Lastern ernst nehmen. Und hatte so den Ausweg gefunden, daß er seine Taufe auf den Augenblick seines Sterbens verschob: da erst wollte er sich taufen lassen und rein wie ein Kind, auch von der Erbsünde losgesprochen, direkt in den Himmel fahren. Da überraschte ihn der Tod des Nachts in einer üblen Gasse, ein Schlaganfall warf ihn zu Boden. In seiner großen Not packte er ein vorbeistreichendes Freudenmädchen am Kleid, daß die Hure ihn taufe. Er sprach ihr die Formel vor und das Mädchen, das gerade vom Lande gekommen und fromm war, sprach die Formel und goß Wasser über ihn, das sie aus der Gosse genommen hatte. Es war ein Wagenstand in der Nähe und das Rinnsal voll Pferdeurin. Der Mann starb als Christ. In seinem Heimatdorf wurde er, wie er es wünschte, begraben. Er hatte dem Ort auch sein sehr großes Vermögen vermacht. Die verlangte Grabkapelle bekam er auch.« Als er schwieg, fragte ich, wie der Mann vor die Advokaten gekommen sei. »Der kleine Ort wollte einen Heiligen haben. Des Geschäftes wegen, das ein Heiliger mit sich bringt. Wunderzeichen gab es eine Menge. Die Polizisten, die den Toten auf die Station brachten, hatten einen wundervollen Geruch an dem

Kadaver gemerkt, den Sarg umgab ein weißes Leuchten, auf dem Grabhügel, der ihn deckte, bis die Kapelle fertig war, blühten Lilien, ohne daß man sie gepflanzt hatte. — Der größte Teil unserer Heiligen und ihrer Wunder ist nicht anders, wie gute Hagiographen nachweisen.« — »Haben wir also einen heiligen Löwy?« fragte ich. — »Der Advocatus Diaboli ging nicht in die Tiefe, und so fuhr der fromme Mann zum Teufel und die Kirche hat einen Heiligen weniger«, sagte der Abt und lachte, dann fügte er rasch hinzu: »Übrigens hat auch die Hölle ihre Heiligen.« Wollte mich der Abt zum besten halten? Ich ließ alle Höflichkeit beiseite und fragte ihn: »Wie können Sie mit solchen häretischen Ansichten nicht nur in der Kirche bleiben, sondern sogar in einem katholischen Orden? — »So wie die Hölle beim Himmel bleibt, so wie der Böse der Fürst der Finsternis heißt, aber auch Luzifer. Wo anders als in der Kirche sollen die sein, die Sie Häretiker nennen? Wer die Kirche moralisch betrachtet, wird sich immer über sie täuschen. Die meisten Sünden sind, wie die meisten Tugenden, nur menschliche Torheiten. Es gibt Tugenden der Väter, die bestraft werden bis ins dritte und vierte Glied. Und es gibt Sünden, die zu begehen unumgänglich nötig ist, wenn wir überhaupt leben sollen. Und die Kardinalfrage, die eigentlich nur ein Embryo stellen kann, ob es sich nämlich zu leben lohne, diese Frage werden Sie, der Sie leben, doch nicht stellen wollen. Da wir leben, dürfen wir unsere Tage nicht wie Wasser durch ein Sieb laufen lassen, — sündhaft, tugendhaft, wie wir es zum Leben, zu diesem und jenem Leben brauchen. Jede Entfaltung des Lebens ist ein gutes Werk, ob uns nun Gott oder der Teufel dafür belohnt. Haben Sie Angst? Ich mache Ihnen doch die Hölle sehr komfortabel.«

Er geleitete mich selber in die Zelle, die mich die wenigen Nachtstunden, die noch blieben, beherbergen sollte. Als ich das Fenster öffnete, stand draußen die Nacht im Erbleichen, und die Vögel wachten auf. Ich löschte das Licht und stand auf einmal in der grauen Dämmerung, die wie mit einem Schwung in das weißgetünchte Gemach flog. Lauter wurden draußen die Vögel. Ich warf mich aufs Bett. Im Traum erschien mir der Abt von Batalha als der inkarnierte Paraklet.

Ein blendendes Sonnenlicht erfüllte die Zelle, als ich die Augen

aufschlug, vom Eintritt des jungen Bruders geweckt, der mein Pferd geküßt hatte und der lächelnd an meinem Lager stand. Ob es mein Wunsch wäre, fragte er, das Denkmal des Dom Emanuel zu besichtigen. Es sei zwar in einem sehr schlechten Geschmacke entworfen, habe aber den Vorzug, unvollendet zu sein, — vollendet wäre es noch viel häßlicher geworden. So sprach der kleine Mönch, während er mir eine heiße Schokolade reichte. Mir war noch nie bisher ein Führer begegnet, der seine Sehenswürdigkeiten in weniger spannender Weise empfohlen und gepriesen hätte. Da ich aus seinem ganzen Wesen nicht annehmen konnte, daß es bloße Faulheit war, den vielleicht vom Abt befohlenen Führer zu machen, erklärte ich, daß ich seinem guten Urteil vertraue und auf das Mausoleum um so lieber verzichte, da es ja in Batalha kaum etwas Schöneres geben könne, als die im reinsten Geschmack des vierzehnten Jahrhunderts erbaute Kathedrale, die im Morgenlicht zu sehen ich mich sogleich erheben würde. Dann müsse ich, sagte der Knabe, noch eine Nacht in Batalha bleiben, denn es sei Nachmittag. Weshalb er sich auch mich zu wecken erlaubt habe. Ich sprang aus dem Bette.

Ich hatte den Abt nicht mehr gesehen, als ich eine halbe Stunde später das Kloster verließ. Ich ließ ihm durch den kleinen Mönch meinen Dank und Gruß bestellen.

Era gia l'ora, es war die angenehme, die feierliche Stunde des müde abrüstenden Tages, als ich vor Alcobaça eintraf, auf dessen weiter Plattform der Großprior des Klosters mit seinen Gästen auf und abging, so die frischende Abendluft genoß und, wie alle zu versichern beliebten, mit großer Angst meine Rückkehr erwartete. Man bangte, ich wäre in Batalha vor Hunger gestorben. »Wir selbst sind die Glücklichsten der Glücklichen gewesen,« sagte der Abt, »Ihr großer Simonet hat selbst meine Erwartungen übertroffen. Jetzt aber zu einem neuen Beweise seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit, — zum Abendessen.«

Man kann nach diesem Erfolge meines Koches die Klage ermessen, die sich erhob, als die Stunde unserer Abreise gekommen war. Es war eine schwere Trennung. Der Künstler selbst, der nicht nur eine geschickte Hand, sondern auch ein fühlendes Herz besaß, war nichts weniger als abgehärtet gegen das Entzücken eines so feinen

Schmeckers, als es der Oberhirt von Alcobaça war. Er war vom Lobe sichtbar bewegt, mehr aber wohl von den großmütigen Geschenken, die er, wie ich vermute, empfangen hatte. Er sah es mit großem Mitleiden, wie sehr nahe dem Abt seine Abreise ging. Das Mitleid bewegt, wie man weiß, das Herz zur Liebe und die Liebe oft zur Frömmigkeit. Als wir uns alle aufmachten, um vor der Abreise eine Abschiedsmesse zu hören, da schlug Simonet, bei sonst geringem Hang zu sichtbarer Frömmigkeit, so heftig an seine Brust, daß ich, als wir aus der Kirche kamen, mich nicht enthalten konnte, zu ihm zu sagen: »Simonet, der hochwürdige Abt scheint dich ganz umgekehrt zu haben, — du bist erstaunlich religiös geworden.« Worauf mein Koch sagte: »Ah, Monsieur, on le sera à moins, Monseigneur rend la réligion si aimable.« Hatte etwas Ähnliches von seinen Bemühungen um die Religion nicht auch der Abt von Batalha gesagt?

Alle Glocken läuteten, als Roß und Troß sich in Bewegung setzten. —

Ihr werdet nun, liebe Freunde, sagen, daß des Abenteuers Abenteuer ein kalvinistischer »Auserwählter« gewesen sei, der ein katholischer Abt war. Aber ich meine wirklich, dieser Abt war der Heilige. Es lag die Welt des Tuns so weit unter seiner seelischen Durchdringung, daß er auch das Böse tun konnte, nicht anders, als wäre es das Gute. Er nahm daran nicht mehr teil. Das Tun ist ein Zeitliches und so ist auch die Wertung des Tuns ein Zeitliches. Aus seinem Tun ist der Mensch religiös nicht bestimmbar. Die Mystiker, die sich mit dem Worte mitteilen, sind sie nicht Verräter oder solche, die noch nicht mitteninne stehen? Christus schrieb kein Evangelium, und erst die Brüder schrieben auf, was Franciscus in der Ergriffenheit gesungen hatte. Der Heilige ist nicht erst an seinen Werken zu erkennen, denn er ist in Wahrheit ohne Werk, was nicht heißt, daß er ohne Wirken sei.

Aber ich sehe, ich hätte euch doch besser die Geschichte erzählen sollen, wie Schillings und ich dem Sultan von Sansibar die Frauen raubten, die wir ihm vier Wochen früher verkauft hatten, — oder die Geschichte von Friedrich von Schennis und der Gräfin d'Agould, wie sie zu Weimar vor dem ungarischen Musik-Abbé — aber es ist Zeit zu frühstücken.

Franz Blei.

ROMAIN ROLLAND: JEAN-CHRISTOPHE

Über dem Leben des deutschen Musikers Jean Christophe Krafft, dessen Geschichte Romain Rolland in diesem breitausholenden, weitschweifigen Roman mit Temperament und stellenweise mit Pedanterie erzählt hat, steht schützend das heroische Leben eines deutschen Musikers: Beethoven. Nicht nur in vielen biographischen Zügen, die in die Jugendgeschichte Jean-Christophes eingegangen sind, mehr noch durch die geistige Summe und den Sinn seiner Existenz wurde das Leben Beethovens das Maß für die Kämpfe und Leiden des Jean-Christophe Krafft. Beethoven als ein Sinnbild streitenden, leidenden und siegenden Menschentums, wie ihn schon Rollands ältere Biographie gesehen hatte: »Er ist viel mehr als der erste der Musiker. Er ist die heldenhafteste Kraft der modernen Kunst.« Wie würde ein Künstler von der leidenschaftlichen Stärke, dem Willen und der Lauterkeit Beethovens in unsern Zeitläuften bestehen — so könnte man etwa das Thema dieses vielbändigen Romanes umschreiben. Diese Thematik, die nicht ohne Umständlichkeit durchgeführt ist, leitet nicht bloß zur Seelengeschichte des Jean-Christophe und damit zum Entwicklungsroman im deutschen Sinne, sondern zugleich zum breiten Kulturbild, zu Kritik und Gericht über die Generation, mit der Jean-Christophe groß wird. Die rein ästhetischen Momente treten zurück vor dem Kämpferischen, Agitatorischen des Buches. Eine starke und lautere Persönlichkeit, deren puritanisches Ethos und leidenschaftlicher Wahrheitsdrang freilich beherrschender sind als seine künstlerischen Instinkte, setzt sich mit seiner Zeit und der unmittelbaren Vergangenheit auseinander. Auf große Strecken hin scheint der künstlerische Rahmen ganz gesprengt, und man glaubt, eine kulturkritische Abhandlung zu lesen, wie denn ganz ausdrücklich Kunst als rein ästhetische Äußerung zurückgewiesen wird. Das Bild einer Generation, im Spiegel

eines individuellen Lebens eingefangen, trägt allenthalben Züge einer über das durch das Stoffliche gegebene Erlebnis hinausgreifenden persönlichen Kritik. Seltsam, daß uns dieses Buch, das schon durch seine äußere Formlosigkeit allem entgegen ist, was man gemeiniglich als gallische Tradition anzusehen bereit ist, aus dem Lande Balzacs und Flauberts gekommen ist. Noch seltsamer, daß ihm Frankreich einen enthusiastischen Empfang bereitet hat. Sollten sich hier nicht gewisse Wandlungen des französischen Geistes anzeigen? Noch vor zehn Jahren hätte man bei unsern Nachbarn über die dozierende Lehrhaftigkeit und den intransigenten Puritanismus dieses Romanes die Achseln gezuckt. Aber eben diese Wandlungen der französischen Mentalität gehören zum Gegenstand des Rollandschen Werkes.

Jean-Christophe, der durch Zufall und Schicksal aus seiner rheinischen Heimat nach Paris verschlagen ist, wird in den wilden Hexensabbath einer Gesellschaft hineingerissen, die selbst nicht mehr weiß, wohin sie treibt, die an keiner großen Idee sich orientiert, die kein Gesetz kennt als die Gesetzlosigkeit und der selbst der Geist nichts ist als ein mondänes Spiel im Wirbel der Sinne und der Eitelkeit. Jean-Christophe ist der Genosse einer entgötterten Zeit und ihr strengster Richter. Er begleitet ihre Verlogenheiten und ihren Fall, er erlebt auch ihren neuen Aufstieg. Geschichtsschreiber, die dereinst von der Wiedergeburt des französischen Geistes erzählen, deren Zeugen wir heute sind, werden zu diesen Bänden greifen müssen. Jean-Christophe, der schon die Fanfaren des jüngsten Tages über einer zusammenbrechenden Gesellschaft hat erklingen hören, gewahrt als er nach zehnjähriger Abwesenheit, selbst ein Gewandelter, nach Paris zurückkommt, mit Staunen ein neues, tief gewandeltes Geschlecht. Eine mystische Auferstehung der Rasse hat sich vollzogen. Eine neue Jugend ist aufgestanden, mit starken und sicheren Instinkten, von deren Heraufkommen die wenigen verlorenen Heroldstimmen nichts ahnen ließen. Die matten Relativismen sind verbannt, alle geistige Energie orientiert sich nach einem einzigen Ziel: der Tat. Aus so viel Untergängen erhebt sich aufs neue ein neues Frankreich. Es hat einer strengen Zucht bedurft, der Besinnung auf eine verpflichtende Vergangenheit und der leidenschaftlichen Einreihung in eine große Tradition, um diesen Regenerationsprozeß zu vollbringen. Aber es be-

steht kein Zweifel darüber, daß er gelungen. Mit welchen Opfern und mit welchen Mitteln, das gilt schließlich gleich. Denn daß die neuen Energien der französischen Jugend, die sich dem Ausländer so häufig als aggressiver Nationalismus oder chauvinistische Phrase darbieten, oft um einen teuren Preis erkauft sind, daß auch die Lüge häufig gut genug ist, die ideale Forderung der inneren Erstarkung fördern zu helfen, dieser Erkenntnis verschließt sich auch Jean-Christophe nicht. Er sieht, wie das neue Kraftbewußtsein sich an allen Arten der Überhebung nährt: »Überhebung der Rasse, Überhebung der Kaste, Überhebung der Religion, Überhebung in Kunst und Kultur — alles war diesem Geschlecht recht, wenn es ihm nur die Eisenrüstung schmiedete, wenn es ihm nur das Schwert und den Schild in die Hände gab und es unter ihrem Schirm zum Siege führte«. Jean-Christophe erkennt, wieviel Gehässigkeit und ungerechter Fanatismus entfesselt werden mußten, damit das Wort des Maurice Barrès wahr werde: »Unsere Toten sind unsere lebendige Tatkraft.« Er erkennt die reale Gefahr der politischen Ideologien und spricht, ernüchtert, von der »großen Pest des nationalistischen Hochmutes«. Und wenn er den nationalen Aufschwung des Volkes begrüßt, das ihm das zweite Vaterland geschenkt hat, so bleibt er selber doch »Europäer«. Die mühsam errungene Weite des Ausblicks soll ihm keine noch so wertvolle Beschränkung verkleinern. Er erkennt auf der Höhe seiner Entwicklung den wahren Wert der drei großen westlichen Nationen, Deutschland, Frankreich und Italien, und ihre sich ergänzenden Tugenden. Er erkennt hinter den Äußerlichkeiten und dem beirrenden Schein die echten Züge ihres Wesens. Er wird gerecht, weil er selber so tief unter dem Haß gelitten. Er weiß auch, was er seinem Vaterland schuldet, dem sein heftigster Groll gegolten hatte. Der schaffende Künstler, der sich in »La Révolte« mit seinen besten Kräften gegen die Stumpfheit und Feindschaft der Masse auflehnte, hatte die ganze Bitterkeit seiner Entbehrungen und Enttäuschungen gegen die Nation selber gerichtet. Die »deutsche Lüge« hat sich ihm enthüllt. Er gesellt sich zu den großen Anklägern, an denen Deutschland zu seinem Heile immer reich war, und sein Urteil hat die flammende Unerbittlichkeit der gekränkten Liebe. Wie Nietzsche erkennt er die Verlogenheit der

idealistischen Phrase. Er sieht knirschend das deutsche Pharisäertum, das sich ringsum breit macht, den Mangel an Ehrlichkeit und Freimut, den krassen Materialismus, der sich heuchlerisch hinter Gemüt und Seele verschanzt, das stumpfe Behagen, dem das Größte und das Elendeste gleichviel gelten. Noch da er die »Zone des Hasses« lange überschritten hat, gewittert etwas von diesem Groll gegen Deutschland in ihm nach. Er empfindet auch immer mit zorniger Scham, wie schlecht Deutschland die Verantwortung, die ihm sein Sieg in die Hände gegeben hat, zu tragen gewußt hat: »Der reiche Louis XIV. schenkte Europa den Glanz der französischen Vernunft. Was für eine Erleuchtung hat das Deutschland von Sedan der Welt gebracht? Den Glanz der Bajonette? Einen Geist ohne Flügel, eine Tatkraft ohne Großmut, einen rohen Wirklichkeitssinn, der nicht einmal die Entschuldigung für sich hat, gesunden Menschen anzugehören, die Gewalt und den Nutzen: Mars als Geschäftsreisenden.« Er sieht auch die Einsamkeit, die noch mitten in ihrem Volke um die besten Deutschen ist, ihre geistige Abgeschnittenheit, ihre Zusammenhanglosigkeit mit dem Leben der Nation, ihre Unterdrückung durch die herrschende Kaste: »Nicht die Künstler fehlten in Deutschland, aber den Künstlern fehlt die Luft.« Aber er kennt auch die großen und ewigen Kräfte, die im Deutschtum liegen. Und der Gereiste ist über den Haß der Nationen hinausgewachsen. Drei Länder haben an seiner Seele und an seiner künstlerischen Kraft geformt. Denn auch darin ist er Deutscher, daß in einer entscheidenden Stunde die Schönheit des Südens Besitz von ihm nimmt, und neben Deutschland und Frankreich wird Italien ihm zur Herzensheimat. Dem Widerstrebenden, den erst Paris die »barbarischen Avantagen« schätzen lehrte, die er als Deutscher besitzt und die auch Goethe nicht missen wollte, hat langsam der italische Himmel den Sinn für Harmonie und Reinheit der Form aufgeschlossen. Und da er auf dem Gipfel seines Schaffens steht, findet man in seinen Werken vereinigt »den liebevollen und gelehrten Geist Deutschlands mit seinen schattenreichen Krümmungen, die klare, leidenschaftliche Melodie Italiens und das lebhafte Temperament Frankreichs, das reich ist an zarten Rhythmen und feingetönten Harmonien.«

Wie sollte er, der sich dankbar dreier Länder Kind nennen darf,

an der Eifersucht und der nationalistischen Verhetzung der Nationen teilhaben? In den Zeiten stärkster politischer Spannung bleibt er ruhig. »Er befand sich«, heißt es von ihm, »in der Geistesverfassung des alten Goethe von 1813. Wie konnte er kämpfen, ohne zu hassen.«

Eine neue Zeit bricht an. Jean-Christophe fühlt sich als den Geopferten einer Generation, die das gelobte Land nicht mehr betreten durfte, zu dessen Schwelle sie vorgedrungen. Und so darf das Buch, das in seiner geistigen Tendenz das europäischste ist, das seit langem aus Frankreich hervorgegangen, ausklingen in eine Zukunftsmusik der endlichen Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich. Sie bedürfen einander, sie werden sich endlich finden müssen: »Wer ahnt in Frankreich diese Gewalt der Zuneigung, die soviel edle Herzen der Nachbarnation nach Frankreich kehrt? Soviel treue Hände, die sich brüderlich ausstrecken und die nichts wissen von den Verbrechen der Politik! . . . Und auch ihr seht uns nicht, deutsche Brüder, wie wir zu euch sprechen: Hier sind unsere Hände: Trotz allen Lügen und allem Haß wird man uns nicht scheiden. Wir brauchen euch, ihr braucht uns, um der Größe unseres Geistes und unserer Völker willen. Wir sind die beiden Flügel des Occidents. Wer den einen bricht, bricht auch den des anderen. Mag der Krieg kommen! Er wird nicht unsern treuen Handschlag trennen und den Aufstieg unseres brüderlichen Geistes.« *Ernst Stadler.*

HEILMITTELLEHRE

WERDEN Sie es glauben, sagte die junge Schloßherrin Charlotte S., daß es hier auf dem Lande, wo doch die Großstadt so nahe ist, Leute gibt, die an Amulette und Fetische glauben? Gestern sah ich zwei Frauen, die in Baumwurzeln herumgruben. Wie ich sie frage, was sie da suchen, zeigten sie zwei, drei kleine Tiere, ähnlich wie braune Maikäfer. Das ist, sagte die eine, für meinen kleinen Bruder, der den Mildhausschlag hat. Man gibt die Tiere in eine Leinwand und das um den Hals. Aber sie müssen lebendig sein und genau neun. — Sollte man nicht glauben, man hört Sudanesen oder Patagonier?«

Ich bin, sagte ich, nicht gut orientiert über die Medizin bei den Patagoniern und Sudanesen; die uns davon berichten, denken ja nur daran, uns zu erstaunen, und Sie selbst denken ja auch, daß ich verblüfft sein soll über die Wilden in Ihrem Wald. Aber sehn Sie, ich habe mir so meine Landsleute angesehen, und kam zu der Meinung, daß die Menschen nicht so dumm sind wie sie ausschaun. Was sie reden, ist oft recht albern, aber was sie tun, ist es doch recht selten. Und das ist ja auch ganz verständlich. Sich im Reden irren, ist ungefährlich; aber das Leben korrigiert sehr hart die Irrtümer im Handeln. Diese kleinen Käfer sondern wahrscheinlich, wenn sie sich wehren, einen Saft ab, der auf der Menschenhaut blasenziehend ist; durch die Leinwand wirkt der Saft weniger stark auf die delikatere Haut des Kindes. Ein Zugpflaster auf dem Hals, das ist akademische Medizin. Aber Sie irritiert, daß es lebende Tiere sind: ein Kollier aus lebenden Tieren, das kommt Ihnen wie bei den Wilden vor. Aber über vom Apotheker bereitete Canthariden oder was ähnliches, darüber lachen Sie nicht. Schauen Sie Ihren Hund da an: er frißt Gras, um zu purgieren, gäbe er dem Gras einen wissenschaftlichen Namen, so wäre Ihr Hund halt ein Gelehrter.

»Ja,« sagte die Dame, »ich bin dumm, aber warum denn gerade neun Käfer und nicht acht oder sechs?«

Weil die Menschen genaue Worte nicht weniger lieben als gute Heilmittel. Der Arzt, der Ihnen eine Medizin gibt, sagt ja auch nicht: einen Eßlöffel voll von Zeit zu Zeit, sondern: alle drei Stunden. Und der Kranke zählt die Minuten. Alle Religionen sind so gemacht: aus sehr vernünftigen Gewohnheiten und sehr kindlichen Gesprächen. Sage ich meinem Freunde: du hast einen Fehler begangen, der dich nicht schlafen läßt, sag ihn mir im guten Vertrauen, ohne was zu verbergen, wir reparieren was zu reparieren ist, und dann denkst du nicht mehr darüber, — wenn ich ihm das sage, hört er mir gar nicht zu, denn es ist zu einfach. Um die Menschen zum Beichtstuhl zu bringen und sie wieder ruhig zu machen, dazu hat man Gott, den Teufel und die Hölle erfinden müssen. Die Kinder sind so, man muß ihnen Märchen erzählen, wenn man will, daß sie ihre Suppe essen. *Alain.*

DER MEISTER

1.

Eine Zeit, die den Sinn verloren hat, greift auf das Wort zurück. Aber, das Wort zu ergreifen, hilft nichts, wenn man nicht den Sinn ergreift. Worte machen nicht den Satz. Sondern der Satz macht die Worte. Und den Satz der Sinn. Erst ist der Sinn da. Dann kommt die Geberde und schließlich auch das Wort. Vermutlich ist das Wort etwas recht Nebensächliches, sozusagen ein kleiner Dreck, dessen der Meister nicht achtete, wenn lauter Meister wären. In einer vollkommenen Welt braucht der Musiker keine Musik zu machen. Da wir aber allzumal Lehrlinge sind, so muß der Meister schon Worte reden, wenn wir ihm glauben sollen.

Der Sinn ‹Gedanke, Gefühl› ist das Sprudelnde. Die Geberde aber ist sein Bild, aufgefangen im Spiegel der Muskeln und Nerven. Hat einer Gedanken, Gefühle und finden sie in seinem Organismus ihren Ausdruck, so ist er ein Meister. Der Sinn ist inwendig. Der Mensch aber ist die Geberde des Sinnes. So ist Meisterschaft. Alles andere ist nur Wort, Ton, Farbe, Stein, Technik.

Schwer zu erlernende, nie zu vervollkommnende Technik. Denn nicht nur ist das i am Pünktchen kenntlich. Sondern es ist auch recht mühselig, ein ordentliches Pünktchen zu machen. Auch Meistern ist es schwer geworden, und die größten unter ihnen haben die größten Fehler gemacht.

Immerhin: was sich schwer lernt, ist gering, weil es sich lernt. Auch wer kein Meister ist, kann's lernen. Aber was sich nicht lernt: das ist die Meisterschaft. Der Sinn lernt sich nicht. Auch die Geberde lernt sich nicht. Und doch lernt sie sich — in einem anderen Betracht. Denn was sich lernt, ist — Geduld. Und dem Sinn fehlt zur Geberde oft nur die Geduld der Nerven und Muskeln. Man-

der wird kein Meister, weil er sich nicht gedulden kann. Er hat wohl Gefühl und Kraft genug, um seine ganze Person damit anzufüllen. Aber seine Nerven sind zu ungebändig, seine Muskeln zu träge. Seine Nerven wollen die Abwechselung, die vielen und kleinen wechselnden Gefühle. Bei dem einen Gefühl verlangt sie's schon nach einem anderen, vom kalten zum heißen, vom bittern zum süßen. Sie sind in zitternder Unruhe und geben sich nicht hin. Die Muskeln aber wollen nicht tätig werden, sondern in Ruhe und Schlaf verharren. Ungebärdige Nerven, träge Muskeln: was kann daraus werden?

Der Meister aber versenkt sich in sein Selber. Mit den Fasern seines Leibes erzielt er sich Gedanken, Gefühle. Seine Nerven trinken sich satt und saugen sich voll an diesem Brunnen. Und seine Muskeln harren des Funkens, der sie durchzucken wird.

2.

Wer aber verhilft den Lehrlingen dazu? Da laufen sie herum, diese unruhvollen, zerdachten und beladenen Menschlein: wo ist der, der sie erquickte? Der sie entlaste und ihre Furchen glatt streiche? Wo ist der Arzt, der Beichtiger, der ihnen Geduld gebe? Und wenn er da wäre, was hülfe es ihnen? Sie hörten ihn nicht. Und wenn sie ihn hörten, sie wüßten nicht, daß er zu ihnen spräche. Zerdacht und beladen, o Menschheit — und eines Tages wirst du irre werden.

3.

Inzwischen: wieviel Ganzgroße heutigentags geboren werden, am Leben bleiben und schließlich absterben, wer vermag es zu sagen! Jeden Morgen stehen die Übertriebenen auf der Balustrade und verkünden aus ihrer Trompete den Neugeborenen, jeden Mittag lärmt das ganze Orchester um die sich Tummelnden und jeden Abend dröhnen dem Verblichenen die Tuben: o unsterbliche Eintagsfliege! Wenn man die Mühen der mit solchen Prophezeiungen Geplagten überdenkt, so tröstet einigermaßen der Gedanke, daß es leichter ist, Unsterblichkeit vorauszusagen Gestorbenen als Lebendigen. Die Lebendigen haben doch noch die Wahl. Freilich meist entschließen auch sie sich schnell für die Unsterblichkeit, und man stellt ihnen prompt die Quittung aus. Bei solchen Verhältnissen ist dann mancher froh, daß er ein kleiner und häßlicher Spießer bleibt.

4.

Was aber ist gut? Was aus dem Herzen kommt. Und was ist schlecht? Was aus der Eitelkeit kommt. Wie sollte ein Bäcker aus Eitelkeit zum Dichter werden? Also darf es nicht wundernehmen, wenn er Verse macht, wohl aber, wenn er schlechte Verse macht. Doch aber ihr, ihr neueren Dichter, wo habt ihr eure treibenden Herzen, wo eure verbrieften Rechte, da ihr so sehr viel geschickte und ach so wenig gute Verse macht?

6.

Da tritt ein Chorus schwedischer Studenten vor, riesige blonde Kerls. Ihre Stimmen tönen zum Orchester wie Trompeten über das brandende Meer. Und uns verschwemmte Deutsche packt Ahnung eigener Größe, die vergangen ist, Wirkung männlichen Wesens, das wir nicht mehr erreichen, da Schwäche aller Art der Sentimentalität uns endgültig ausgeliefert hat. Aber ach, es sind auch diese Trompeten nur Rest ehemaliger Herrlichkeit. Was sie blasen, ist Nachahmung unsres eigenen Verfalls. Gefällige Langweile. Hohler Lärm. Und immer wieder die Krankheit unserer Tage: das Symphonische. Symphonische Lieder, symphonische Gesänge. Symphonische Sonaten, symphonische Opern. Ein symphonisches Geplätscher in Moll. Nur bei einem Namen, der hier verschwiegen sei, vergaß man der Klangmischungen und zweitönigen Motive, gedachte man nicht des »originellen«, sondern des stürmenden Herzens, ward, wie es bei guter Musik immer doch ist, auf einmal alles möglich: öffnete sich das Fenster und schritt man hinaus durch die Luft.

6.

Da lag dann dunkel das Erdenrund. Wenige zerstreute Lichter darauf und vorn über der Stadt ein Lichtkegel. Einige Roggenfelder dehnten sich in langen Reihen. Sonst war alles dunkel und stumm. Aber oben der Himmel mit den Sternen, und die Milchstraße, schräg gegen dich laufend.. Da schautest du hinauf und spürtest die Entsinnlichung. Die Geistwerdung, Dein Ich. Begriffest, daß hier Wahnsinn sei und Wahnsinn Heiligkeit. Denn niemand kommt zu sich, der nicht außer sich war. Und Gott ist Wahnsinn. Unsterblichkeit ist Wahnsinn. *Walther Krug.*

DER
BLASSEN BLONDEN IN DER FERNE

I.

Westwärts, wohin die weißen Lämmerwolken schweben,
die weißen Wolken, die sich spiegeln in dem Fluß,
muß die Fabrikstadt liegen, der ich in Verdruß
den Rücken wandte um im Grün wo aufzuleben.
Dort, wo der Kiefernwälder Absturz Felsenschründe
bloßlegt und Fernen wie in Nebel untergehn,
wo alle Häuser schroff gereiht am Stromsturz stehn,
und schwarz sind von dem Auswurf vieler Feuerschlünde,
dort wo ein einsames Fenster, giebel-abgeschrägt,
aufzittert unter Stürmen, die sich kreisend überjagen:
steht eine blaß-verweinte Frau und frägt und frägt,
wie ich den Wanderzug der Wolken muß befragen,
was jener treiben mag, der sich in Gram verfing
und wie ein Ausgewiesner in die Fremde ging.

II

Rauch-schwarze Stadt, du Lästerbank und Mörderzelle,
du Nichts, du siebenmal verruchtes Fluchsymbol,
zerstäubtes Weh, wurmangefreßner Baum, ganz hohl
ganz morsch und Nacht für Nacht in Irrlichthelle,
was weißt du viel von Einsamkeit in Frauenschößen,
vom Schrei nach dem Geliebten, wie ihn jene brüllt,
die ich betrog mit Wanderschaft und schwarz verhüllt
zurückließ, daß nicht ihre unberührten Blößen
in Fingern eines Feindes fielen, wie die Larven
der Abgebrauchten, in den Gassen aufmarschiert,
Fraß jener Schurken, die uns oft bewarfen
mit Fäulnis, Flüchen oder Gold draus Diebstahl stiert.
Nur dieser eine Blutschrei lodert ungerochen
und macht mein Lager hart, mein Stirnbein mond-bekrochen.

III

Die meine Augen aus dem schweigenden Betrachten
umbuschter Landschaftsszenerien meuchlings reißt,
und diese Einsamkeit brutal zerfleischt, zerbeißt
mit Pranken, Zähnen eines Raubtiers, ungeschlachten:
lag sie nicht wie ein Spielzeug duldsam hingeweitet
den Schmeichelstrichen meiner fron-entsielten Hand,
und war des Kummers Medizin nicht blanker Tand:
Ring, Armband, Uhr auf dem Geburtstagstisch gebreitet?
Nun bin ich wie die Stunde, einem Schlaf entrissen,
der schwer in Trieb und Traumviolen hing,
und diese weißen Nebel bauschen sich wie Kissen,
die Schweiß von Lenden und Geruch von Haaren
ausströmen. Bin wie einer der sich wüst verfing
in Klammern, die noch nie geöffnet waren.

IV

War ich nicht wohlgeborgen hier in den Gefilden
des flachen Lands mit Seen, Uferranft und Kahn?
Stadt, Werktag stiegen wie ein rasch verrauschter Wahn
in Dämpfen, die sich immer nach Gewittern bilden.
Wir haben niemals Briefe, Karten, Telegramme
uns zugesandt, denn Schweigen war Geheiß.
Wer wohl gibt ärmlichem Papier sein Herzblut preis,
das, noch gefesselt, immer Sintflut ist und Flamme.
Doch diese plötzlich aufgebrochne Eisenklammer
des seligen Exils, entfesselt den Vulkan
und ich bin Ambos nun und glüher Stahl und Hammer.
Und meine Nerven rasen wie die Kolbenstangen
an Pumpen. Wie Propellerschwung am Aeroplan.
Und Stadt und Weib sind wie ein Weltbrand aufgegangen.

V

So ward nun wieder Stadt und Weib zu funkelnden Exstasen
des Bluts im hellen Mittagsspuk entflammt
und ich stand wie ein Pfahl am Ufer eingerammt.
Die Landschaft drehte sich, wie Karusselle rasen.
Und das wuchs höher, wuchs wie Berg an Berg geschichtet.
Wuchs in die Wolken und der Horizont zersprang
in Regenstürzen und ein Wellenschwall verschlang
die Erde. Plötzlich wurde wo ein Stern gesichtet.
Und aus dem breiten Strahl, der wie ein Silberfächer
herabfiel und den offnen Höfen blanke Dächer
erschuf, ward mir ein Neues selig einverleibt.
Dem gab ich, wie man Kindern einen Namen schreibt,
dies, wie aus einer siebenmal gesiebten Sonde,
erlesne Flüsterwort und schrieb: Du blasse Blonde.

VI

Einst hab ich alle Berge jener Stadt erklommen
mit dir, die du in leichtem Sommerkleid
wie eine Waldfee zwischen schwarzer Stämme Einsamkeit
den Schatten meines Schrittes folgtest, unbenommen
der Wurzelranken, widerspenstig hingeflochten
auf selten vom Spaziervolk aufgesuchtem Pfad.
Wir standen lange auf dem steingetürmten Grat
der Schloßruine, während unten Hämmer pochten,
Schwungräder Donner brausten und aus Schornsteinspitzen
die Schwindsucht eingepferchter Tagelöhner quoll.
Wir standen lange, wähnten Heimat zu besitzen
und Kinder unserm Blut verwachsen Zoll für Zoll.
Das Dunkel aber sprach von Lampenszenen, schwülen
durchrasten Nächten und vertränten Morgenkühlen.

VII

Ich schrieb dir einen Namen zu und ließ ihn klingen
im Silbenfall der vierzehn Zeilen des Sonetts:
Vokale funkelnd wie die Farben des Buketts
am Feiertag des Spiels mit goldnen Ringen.
Nichts ist mir so vertraut wie dies: Du blasse Blonde — —
Nach diesem meß ich aller Dinge Ursprung aus.
Du bist ein Wiederkehrn, wie an dem Uhrenhaus
des blanken Zeigers immergleiche Kreiselronde.
Und wie ein Buch bist du. Entriegle ich die Schließen
an einem Abend irgendwo im Fremdensaal,
schwillt mir aus Blättern, die durch meinen Fingern fließen,
des Namens bunte Melodie in Schnörkelzügen
wie Funkelsterne zu. Vielleicht wird ein Choral
dir dann im Ohre klingen und wie Trost genügen.

VIII

Der ich nun hier an Ufern fremdbenannter Seen
einsam verweile, schelte mich nicht treulos, du!
Der Wind, der dich verließ, kommt auch nicht hier zur Ruh
und wuchtet wie ein Abenteuer in Alleen.
Ich muß das herbe Leben täglich weitertrinken
wie einer, der mit Tagelöhnern sich zerfleischt
an Flechtmaschinen, und nur soviel Dank erheischt
als Silbermünzen aus dem Schweißvergoßnen blinken.
Dir dunkelt gleiches Dämmern durch die Erkerscheiben
wie ich es fühle, wenn die Flut verebbend dorrt.
Wir müssen beide stumpf besinnungslos uns treiben
und fortwehn lassen: Segler mit geschnellten Schwingen.
Doch manchesmal geschieht es schon, daß Bord an Bord
zwei Schiffe sich begegnen und zusammenklingen.

IX

Ich liege wie ein lahmgetretner Junikäfer
im Gras und überdenke die Vorüberjagd
des Mittagsspuks und aller Somnambule Macht,
die mich emporriß wie ein Mond den blinden Schäfer.
Ich war nicht Mensch mehr. War ein Tier, das aus Kandare
und Trense jäh entkettet in die Höhe sprang
und nach dem wiehernd ausgestoßnen Überschwang
zusammenzuckte in den engen Ring der Schare.
Gab ich der Fremden blindlings was dir zugedacht,
dir hingestammelt war, so laß die bittre Lüge
nicht wuchern wie ein Kraut, das man unschädlich macht.
Ich will mich sammeln, wie man Früchte pflückt in Krüge
und Worte eimernd schöpfen, wie aus einem Schacht,
bis mir ein Spiegel widerstrahlt Versöhnung deiner Züge.

X

Du blasse Blonde hinter dem umblauten Gitter,
du Abendeinsame im Schattenüberfall —
mein Herz wühlt unruhvoll wie jener Silberball
auf des Fontänenschwunges schaukelndem Gezitter.
Die Ferne, die uns auseinanderriß in Trennung,
hemmt was geschnellte Schwinge meiner Sehnsucht ist,
Sehnsucht, die aufblühn möchte wo du heimisch bist,
rotblühend glühn in purer Zärtlichkeitsentbrennung.
Du blasse Blonde, einsam unterm Abendstern,
o wären Sterne Tauben, weiße Wandertauben,
o wären Tauben Boote, die sich durch Gewässer schrauben!
Und doch wärst du nicht blaß mehr und gefühllos fern,
sähst du das tiefverborgne Weinen unterm Lustgelächter,
wenn ich wildfremdem Schoß enttaumle wie ein schwer Geschwächter

XI

O Frau, der ich in Jahren angenahter Reife
mich hingab wie ein Büßer und ganz hüllenlos:
wohl wuchs mir Wundervolles tiefst aus deinem Schoß,
Wunder, die ich im Fernen erst vollauf begreife.
Wer nur ließ mich im Murren am Geschick erblinden
und wer hieß mich zu wandern aus dem Heimattal?
O, schlief das überwältigende Glanzgestrahl
der Augen, die mir Nacht für Nacht den Schlaf entwinden?
Die du ganz einsam bist und von Erinnerung umgrämt
und fühlen mußt, wie aller Gram den Blutstrom lähmt
indes sich Nebel blähen, Farbiges zu trüben:
Verlassensein heißt nimmermehr: Verzicht zu üben.
Was Feuer in Gedächtnistafeln brannte, wird nie schal
und nie wird Ehernes zersplittert vom Gewicht der Meilenzahl.

XII

Du, deren Bildnis ich durch diese Grambereiche
wie einen Kompaß trage, daß die ungestüme Flut
der vielen Dinge mein sehr leicht entzündlich Blut
nicht ganz verwirre und Erinnern nicht entweiche:
o sei mir Sonne über den verstaubten Villen
und Gärten, Straße lang an Straße hingereiht,
die Tag für Tag herbeigesehnte Jahreszeit
daran sich die gelähmten Sinne tröstlich stillen.
Schon oft hat deine Hand im Straucheln mich berührt
und deine Nähe hat mein Atmen so beflügelt,
wie wenn man Sommers kühlen Duft von Wäldern spürt.
Und wissend so, daß deine weiße, kühle Hand
das wilde Bluten in Beruhigungen zügelt,
hüll ich mich tiefer in das schwarze Bußgewand.

Paul Zech.

SOMMER

Trage mich, du tiefer Zug,
Zu Sonnentau und Falkenflug.

Blume, Vogel, Baum und Tier
Will ich wieder werden!
Land zu sein ist Begier
Ich in mir muß sterben.

Stille bleicht das Mondrevier,
Tau singt auf dem Grase,
Guten Morgen geben mir
Haselmaus und Hase.

Roggen drischt aus Mark und Bein
Mädchen in der Scheune,
Muß zum Kind zertrampelt sein
Deinem jungen Beine.

Ewig Sein ist in dir,
Niemals kann ich sterben,
Blume, Vogel, Baum und Tier
Soll ich wieder werden!

Albert Ehrenstein.

DEM BÜRGERMÄDCHEN

Nicht kühle noch verschmitzte Abwehr ziemt euch je,
Ihr Mädchen, die, um frühe Lust betrogen,
Uns, da wir nach euch lechzten, so belogen,
Daß unser Unmut aufschwoll wie ein See.

Daß wir auf euern lieblichen Gesichtern
Jetzt erst erkennen arger Täuschung Zeichen,
Wem danken wirs? Nicht euch, doch euresgleichen,
Den Frauen, die gefällig sind den Dichtern.

Nicht nur den Dichtern, die sie tief erkennen,
In ihrer Wahrheit stets sich reiner brennen,
Nein, allen Männern, die nach Tröstung zielen.

Dem Einen sind sie Lust, dem Andern erste Trauer,
Dem Schmerz, dem Glück, denn alle großen Schauer
Gewähren sie, die wir bei euch nicht fühlen.

Otto Pick.

MEIN TAG

Nur wie ein Ruf, der irgendwen betraf,
Abbrechend jetzt, bald mächtiger anschwillt,
Wie an die Scheiben eines Vogels Flügelschlag,
So, kaum mich streifend, ist der Tag,
Der mich zerstört und andern gilt.

Daß auf dem Quai jetzt Mädchen sonnig gehn
Mit Lächeln, das sich rings um sie verbreitet,
Daß irgendjemand irgendwen begleitet
Straßauf, straßab, sie bleiben plaudernd stehn —
Daß man in Gärten sitzt oder durch Wälder reitet,
Daß Menschen sind, denen die Brust sich weitet,
Ich darf es nicht verstehn.

Mein Tag: ein Kleben an verwirktem Tun,
Geschäftigsein mit böser Anteilnahme,
Und immer wissen, daß das Wundersame
Dort draußen strömt, woher in stetem Wallen
Verworrne Laute ohne Deutung hallen
Und wechselnd Farben in den Lüften ruhn. —
Mein Tag, ein Kleben an verwirktem Tun.

Otto Pick.

DIE UNVERLASSENE

EPILOG ZUM BESUCH AUS DEM ELYSIUM

Es kommt die eine neue Nacht.
Du bist von Ferne aufgewacht
Und neben dir ist Schnarchen schwer.
Und ach vom Gitterbettchen her
Ein Weinen klein und unbewußt.
Da schlägst Du eine Decke um,
Nimmst ohne Glück und stumm
Das Kind an deine Brust.

Wenn mühsam Tag sich näher drängt
Und dich ins Erdenlos verfängt,
Wird Schoß und Lippe wissenschwer
Und kennt dein Fuß kein Schweben mehr,
Wächst dir ums Aug' der dunkle Strich,
Gedenke und erinnre dich,
Daß jener Bot' aus besserer Welt
Dich seltsam in der Seele hält!

Weißt du, weißt du den Abendgang,
Wo noch dein Wesen glitt und sprang?
Wer fühlte einst im Elternhaus,
Wer dich in Ewigkeit voraus?
Wenn du dich einsam meinst,
Wer kannte schon den Schmerzenston,
In wessen Kehle brannte schon
Das Weinen, das du jetzt weinst?

Franz Werfel.

ZWISCHEN DEN KLEINEN SEEN

(Fortsetzung)

DER PARTEITAG

Hanssen und Blauhaar waren in Jena auf dem Parteitag der sozialdemokratischen Partei, dem ersten nach Bebels Tod.

Hanssen sagt:

»Es sind ordentliche Leute.«

Und wie er, langsam und ernst, dazu nickt, sieht man plötzlich, daß er ein Bauer ist. Ja, im Grund haßt er alle Beunruhigungen, die großen und die kleinen Eingriffe in sein geregeltes Leben, das Aufrühren von Problemen, die nicht gerade da sind, dicht vor ihm, und über die sein Unmut ihn nicht hinwegtäuschen kann. Die langen Beine schreiten gemessen aus, eigenwillig und doch gehorsam, und wenn sie stocken, gibt es einen knackenden Ruck, wie bei einer schweren, langsamen Maschine, die plötzlich gestoppt wird.

Aber Blauhaar reißt die Augen auf.

»Jena? Der Bankerott der einzigen revolutionären Partei, die wir in Deutschland haben. Schlimm, sehr schlimm. Mit Bebel wäre es nicht viel anders gewesen, nein. Aber Lassalle hätte sich gelangweilt.«

»Und?« fragt Hanssen.

»Und? Wenn die Langeweile beginnt, ist die Revolution zu Ende.«

»Hatte sie denn schon begonnen?«

»In der Vorstellung der Arbeiter: ja. Alle ihre Gedanken gingen in der Richtung: marschierten, torkelten, liefen dumpf oder mit wilden Sprüngen, trieben im Nachen des Traums in die Morgenröte, die sie befreien sollte. Man konnte glauben, daß die Tat eines Tages wie eine reife Frucht vom Baum fiele. Daß irgendein kleiner,

unvorhergesehener Windstoß genügte, um sie vom Ast zu lösen. Lassalle . . .«

Er war wieder bei seinem Liebling angelangt, dem Byron der Arbeiterbewegung, und er sang solang von ihm, bis Poninski gern zugab, daß auch er sich unter solchen Umständen mit Vergnügen als Sozialdemokrat austoben möchte: »Ein Mann mit Schicksal«, sagte er zustimmend, »ja, ja, ein Sportsmann in der Seele.« Er faßte seine Eindrücke zusammen: »Ein Kavallerist!«

Von diesem Lassalle der bürgerlichen Legende verstand Hanssen wenig oder nichts.

Auf der Rückfahrt hatten in seinem Abteil zwei Superintendenten gesessen, die offenbar auf einer Inspektionsreise begriffen waren. In ihrer Unterhaltung, der Hanssen im Lärm des fahrenden Zugs nicht genau folgen konnte, kehrte immer das Wort Sozialdemokrat wieder. Es zischte wie ein Pfeil, es quakte wie ein Frosch. Sie sagten nicht: »Der arme Pastor! Er hat es schwer. In seiner Gemeinde stecken soviel schlechte Kerle, die nichts von der Kirche wissen wollen.« Vielmehr, allerdings mit der Ruhe von Ärzten, die eine schwere Krankheit feststellen — sie schienen durchaus nicht erschrocken: »Der Arme. Er hat viele Sozialdemokraten . . .« Nur einmal, als sie von einem geistlichen Bruder sprachen, da steckten sie die Köpfe zusammen und zogen die Lider hoch, daß Hanssen das schleimige Rot darunter sah, sie flüsterten mit kurzen, aufgeregten Handbewegungen, bis der jüngere mit fragender Miene das Wort Sozialdemokrat losließ. Der ältere wollte es nicht gerade gesagt haben, aber er wiegte den in hundert Falten trauernden Kopf und lehnte sich seufzend in die Ecke zurück. Er wollte lieber die Frage offen lassen.

Sie mußte von beträchtlicher Bedeutung sein, denn sie blieben lange, mit schattenhaft bewegten Gesichtern, in Schweigen versunken. Wie sie mit offenen Augen dasaßen, schienen sie zu schlafen — von schweren Träumen gequält.

Hanssen fand sie mitleiderregend. Er hätte ihnen gern geholfen, und er dachte nach, wie er es anstellen sollte. Es waren gute, alte Menschen, die Gespenster sahen, an einer Stelle, wo in Wirklichkeit er, der brave Hanssen, saß, der nie jemand etwas zuleide ge-

tan hatte. Es ging nicht, Hanssen sah es schließlich ein. Es ging nicht, daß er sie aufschreckte, indem er etwa sagte: »Sehen Sie mich bitte an. Schaue ich aus, als ob . . . Und ich bin doch ein Sozialdemokrat.«

Wenn er nur Sozialdemokrat gewesen wäre, so hätte er es vielleicht gesagt. Aber er war auch Däne. Er hätte es nicht verschweigen dürfen, es sollte ja eine ehrliche Aussprache sein. Wenn sie aber erst hörten, daß er Däne sei —

»Verzeihen Sie vielmals«, würden sie antworten und honigsüß lächeln, »wirklich, Sie mögen ein ernster, aufrichtiger Mensch sein, alle Achtung, aber da empfinden Sie anders, ja, Sie können gar nicht empfinden, mit dem besten Willen nicht, wie wir Deutsche . . .«

Er kannte das. Es war dieselbe Melodie, von der Kindheit bis ans Grab, . . . an dem sie einmal mit demselben Ausdruck aufrichtigen Bedauerns herumständen, sie, die es besser hatten, denen die Veteranen die Versicherung ihrer edlen Gesinnung und Verwandtschaft mit Salven bis in die Erde nachschreien würden, wenn sie die Wanderschaft zum Gott aller Menschen anträten . . .

Hanssen hatte sich nicht aufgehalten bei solchen Gedanken. Er war eine praktische Natur, er wurde nur im stillen ein wenig hart und böse, und dann sann er auf Abhilfe.

Und deshalb wußte er jetzt, was er sagte, während Blauhaar, von keinem Verantwortlichkeitsgefühl berührt, im roten Mondschein schwärmte, dicht neben der Gaisblattlaube, in der Lassalle zwischen zwei Umarmungen sein »Offenes Antwortschreiben« dichtete.

»Jena war gut. Die deutsche Sozialdemokratie hat ihre rhetorische Periode überwunden. Die Gewerkschaften sehen auf die Ordnung von Küche und Sparbüchse. Wir sind, aus einem genialen Schattenriß, ein großer, blutvoller Organismus geworden, ein geistiges und materielles Deutschland im Deutschen Reich. Es atmet, lebt, gedeiht. Es schafft Volkskraft, Arbeitsfreude, Gesundheit. Es lebt mit den Augen und dem Gehirn seiner Führer im großen Luftzug der Weltwirtschaft. Nützt Konjunkturen aus, und wenn wir bremsen, so sammeln, halten wir nur Kräfte zusammen: damit es keine leicht Besiegten gibt, die mit dem Glauben den Mut verlieren und, nachdem sie auf der Straße geschrien haben, heimgekehrt vor dem Elend von Frau und Kindern zusammenbrechen . . .

Die heutige Kriegführung hat mit der vor hundert Jahren geübten nur noch eine entfernte Ähnlichkeit. Millionen Menschen werden ausgerüstet, gepflegt, bewegt, man kämpft auf große Entfernungen, ohne einander zu sehn, und der Train ist so wichtig, wenn nicht gar wichtiger, als die Artillerie. Die wirtschaftlichen Kämpfe haben dieselben gewaltigen Dimensionen angenommen. Ein Stoß, der in Amerika beginnt, setzt sich fort fast über die ganze Erde, und es gibt kein Volk mehr, das in den weltwirtschaftlichen Kämpfen für sich allein bestehen könnte.«

Blauhaar unterbrach ihn:

»Schön. Ihr werdet eine bürgerliche Partei —«

Hanssen nickte lachend:

»Wenn wir eine bürgerliche Partei, eine Partei von Besitzenden geworden sind, dann haben wir ja erreicht, was wir wollen.«

»Und die Folge wird sein, daß links von Ihnen eine revolutionäre Partei entsteht . . .«

Poninski langweilte sich, er wollte aufs Wasser, in den Wind. Indem er die Tür öffnete, rief er:

»Ich schlage vor, wir machen eine Pause in der Debatte, bis die neue Partei da ist.«

Blauhaar hatte keine Lust und begann von neuem:

»In Frankreich . . .«

»Nein, in Deutschland«, brüllte Poninski, ohne im übrigen recht zu wissen, worum es sich handelte.

MUSIK

Ich weiß, ich habe Heimweh.

Das ist nicht nur die Sehnsucht, es gut zu haben zuhause, abzurüsten, still zu sein, und in die Zauberwolke der Wiedersehensfreude gehüllt das Gänseblümchen Erinnerung zu botanisieren, nein. Auch die Enttäuschungen wollen wieder betrachtet sein, die bitterbösen ersten Enttäuschungen, die einzigen — gerade sie.

Ich habe Heimweh, auch nach dem Schmerz, der dem jungen Egoismus so prächtig ins Fleisch fuhr . . .

Helldunkle Tage. Sprung und Fall, immer wieder. Qualvolle Nächte. Träume.

*

Warum bin ich gequält?

Die Nerven gehen in Aufruhr, sie zerren mich hin und her. Bin ich froh und weiß es nicht, oder stehe ich im Schatten eines nahenden Unglücks? Ich fühle mein Herz schlagen. Meine Hände sind heiß, als ob ich Fieber hätte. Dunkel liegt über meinem Leben.

Ich wandere in blinder Einsamkeit zwischen Vergangenheit und Zukunft. Habe ich je gelebt? Und was ist das wert, was ich erringen, was sich mir schenken könnte? Dieses, das Unverdiente, breitet sich wie Segen, eine zeitlang ist der Glanz von Flügeln um uns, dann fühlen wir, wie schwer wir damit beladen sind. Jenes, das wir mühsam aus unserm Blut und Geist gestalteten, reiht sich wie ein Grab an das andere . . . Und die Gegenwart ist ein Januskopf, der mit gleich erschreckten Gesichtern in dieselben leeren Horizonte starrt.

Es dauert Tage, Stunden oder nur einige unendliche Minuten. Ich bin krank an Leib und Seele.

Und dann, dann kommt es, ich weiß nicht, warum und wodurch Ein Ruck geht durch die ganze Natur. Es wird hell, richtig hell in mir, draußen webt Himmel, alle Dinge schwitzen einen zarten Glanz aus, wie an einem frühen Sommermorgen. Leid wird stark, Freude singt, und alles ist Dankbarkeit. Plötzlich umstürmt mich Musik, oder dicht vor mir, aus dem Nebel, taucht ein Mensch auf, den ich kenne. Ich liebe ihn, oder ich hasse ihn. Ich liebe, ich hasse mich selig.

Bald ist die Welt wieder in Ordnung.

LOTHAR EISENSTIRN

Sag, knietest du nicht vor ihr und hobst dein verweintes Pagengesicht zu ihren abwesenden Augen?

Riefst du sie nicht zurück: leise, ach so demütig:

»Malva . . . Ich, sieh: ich, ich kann dich lieben und pflegen?«

Als sie dir aus ihrer trauervollen Träumerei die Stirn küßte, seufztest du da nicht: »Schon das ist mir genug . . .« Schwiegst und begannst von neuem:

»Ich, sieh! ich . . .«

Du teiltest ihr Geheimnis, das auch das meine war. Es war ein

Geheimnis, das gehütet werden mußte. Deshalb sagtest du eines Tages, feuchtkalt über ihre schöne Angst gebeugt, laut, eindringlich:

»Ich, sieh! ich . . .«

Verstand die Arme auch nur, daß du drohtest?

Sie schüttelte den Kopf . .

Da zog er die Bilanz seines Edelmutes, erklärte sich bankrott und kehrte in das Kloster seines innern Lebens zurück. Wie Heilige sind, wollte er nicht, daß sie allein in der Sünde zurückblieb.

Er erlöste das verwirrte Herz mit Gewalt. Darum, der Wahrheit wegen, nur darum verriet er ihr Geheimnis, das ich dummer prahlerischer Junge ihm anvertraut hatte. Wir waren Herzensfreunde und zwanzig Jahre alt.

Karre um Karre Schmutz fuhr er herbei, bis erste Lebensblüten darunter begraben lagen. Dann blühten die Schmerzen.

Inmitten von Krämpfen sittlicher Entrüstung hielt er wacker aus, bis mein Nachlaß, dicht bespien, aus dem Weg geräumt war. Er nahm auch noch die Gratulationen seines Opfers zu seinem heldenmütigen Handeln entgegen . . . Sie war mehr tot, als lebendig. Er packte ihre kleine Hand in die seinen, wie Beichtväter tun, sah lächelnd in ihr zerquältes Gesicht und sagte:

»Ich, sieh: ich . . .«

Er ließ sich wie ein kleiner Rentner jenseits von Gut und Böse nieder.

Die Gemeinheit brauchte sich nur zu ihm zu setzen, um gleich einen schwärmerischen Zug zu bekommen.

Die Unvermögenden, mit denen er sich besonders gern umgab, fühlten sich stark in der Verehrung, die sie ihm entgegenbrachten. Die Heuchler lachten zynisch, schlugen ihm auf die Schulter und wurden aufrichtig.

Als Falschmünzer war er an Nachahmungen gewöhnt und hielt schließlich, dumm, wie alle Verbrecher, auch echtes Geld für falsch. Er entwaffnete den Edelmut.

Er liebte seine Freunde, manchmal sogar ein wenig länger als die Zeit, die er brauchte, um sie davon zu überzeugen, und wenn er sie verriet, so ließ er sie selten im Unklaren, welchen Dienst er ihnen damit erwies.

Diese Perversität seines Charakters war in eine mystische Sauce getaucht, die Gestalt und Farbe des einen, faßt geschmackvoll, in das andre hinüberschillern ließ.

Ein System, pflegt der Philosoph Windelband zu sagen, wird nicht aus der Pistole geschossen. Und es bildet ein Talent sich in der Stille.

Früher war er ein Jüngling von ausgesprochen dichterischer Haltung, obwohl er fleißig Vorlesungen besuchte. Er studierte — was studierte er doch gleich? Es wird wohl Nationalökonomie gewesen sein. Denn er sollte ja das mütterliche Gut übernehmen, dessen unwissenschaftlichen Betrieb der Vater, ein hergewanderter Verwaltungsbeamter, mit mißbilligenden Blicken durch eine Doublébrille ansah.

Er liebte seine Kusine und dichtete. Er dichtete wie ein Alter. Er dichtete so schön, so voll und rund, als sei er auf die Welt gekommen, indem er einen reinen Reim durch den gespitzten Mund hauchte. Die Reife saß ihm wie Reste eines verzehrten Honigbutterbrots in den Mundwinkeln. Ich habe ihn nie erschrecken, nie einen beschatteten Blick aus seinen mädchenhaften Augen gleiten sehn. Er wurde nicht zornig, nicht einmal, als ich ihn später einen Lump schalt, einen feigen Lump, der seinen wehrlosen Opfern Giftpillen wie eine geweihte Hostie reicht. Einen Schwächling, der speicheltriefend seine Rache in der Verpackung einer schmerzlichen aber notwendigen Wohltat durchschmuggelt. Er wurde nicht zornig, im Gegenteil, er verstand mich, er verzieh mir, mit dem formvollen Ausdruck der Hoffnung, daß wir einander wieder einmal auf derselben Seite der chinesischen Mauer begegneten, die uns jetzt trennte — wieder einmal im Leben, schrieb er, der Unterton des Schicksalvollen war deutlich zu hören.

Seine Stimme konnte nicht zittern, sie war zu sanft dazu. Er schien sich nie zu wundern, hatte alles von Anbeginn erfahren. Wenn andre vor Freude schrien, schwieg er, sichtbar ergriffen, mit freundlich aufmunternden Blicken in die Runde — und einem Flaum spöttischer Überlegenheit auf der Oberlippe.

Wir sagten bewundernd:

»Der alte Goethe . . . als Knabe.«

Er selbst zeigte uns Abbildungen von Werken Mailänder Meister,

jener Konfektionäre des leonardesken Lächelns, und wir dachten: Ja, ein solcher Jüngling ist er . . . Dies ist seine Art zu lächeln . . . Und sein Kinn: ein geschälter Pfirsich. Er hatte Hände wie unsre jüngeren Schwestern.

Lothar hieß der Bursche. Sein Name saß ihm wie eine Narrenkappe auf dem gelockten Wachskopf: Lothar Eisenstirn. Aber da ich ihn verehrte, fand ich, Lothar Eisenstirn klinge wie der Name eines Pagen.

Er liebte seine Kusine, hoffnungslos, seit Jahren, er kam nicht einmal bis zum Kuß, dieser einsame Eifer wird seine Mannbarkeit frühzeitig aufgerieben haben. Als er soweit war, glaubte er das Rezept gefunden zu haben, ohne viel Konflikte mit dem Leben fertig zu werden. Er schlich um die Kampfplätze herum, er hielt sich, immer mit demselben leonardesken Lächeln, fern von Gelagen und Frauen. Was sollte ihm das alles? Er bediente sich selbst.

Ja, er war eine seltsame Mischung, unser Lothar, eine Zwischenstufe von eigener Art, kurz gesagt, eine Halbjungfrau in Hosen. Seine Mäuschenaugen mit dem trockenen plötzlich versagenden Glanz habe ich später bei andern wiedergefunden. Aber die hatten Röcke an.

Wenn wir unsre nächtlichen Streifzüge antraten, zog Lothar sich in seine beiden ordentlichen Zimmer zurück. Nicht, als ob er uns mißbilligt hätte, bewahre, er gab uns ein ganzes Schock von seinen treuen, aufmunternden Blicken mit auf den Weg, als wollte er, daß der Vorrat reichte, bis wir ihn wiedersähn.

Was er denn da oben in seinen Zimmern triebe, fragten wir, und warum er nicht mit wollte.

»Arbeiten! Arbeiten!« antwortete er — und ließ sein rätselhaftes Lächeln artig um die Lippen spielen.

Wir dachten an seine Kusine und schwiegen gerührt.

Er war reizend.

Einmal trotteten wir tief in der Nacht an seiner Wohnung vorbei. Wir kamen von einer öden Veranstaltung, die uns als ein Fest erschienen war, und zogen wohin, wo uns neue Freude erwartete, wir trugen sie ja in uns überall hin.

Lothar schläft, murmelte einer, und im selben Augenblick ent-

deckten wir, plötzlich erleuchtet, daß wir all unser Geld ausgegeben hatten. Wir weckten Lothar, und um ihm nicht grob zu kommen, riefen wir ihm zu, er müsse sich uns anschließen, doch, er müsse, wir hätten kein Geld mehr.

Da warf Lothar uns das gefüllte Portemonnaie herunter.

Ein andermal war ich in einer kalten Nacht weit draußen vor der Stadt ins Wasser gefallen. Lothar lieh mir das beste seiner Kleidung und ging in Unterhosen nach Hause.

Da ich mit Dankbarkeit geschlagen bin, konnte ich mich lange nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ich diese unterdessen fett gewordene Zartheit haßte. Der Kerl hatte Anmut.

Er ist tot.

Der Teufel holte ihn mit dem Ruf: »Dein Monismus hängt mir zum Hals heraus!«

Aber natürlich sehe ich ihn wieder. Es wäre zu schade, wenn er mir für immer entrückt wäre.

Tausend Jahre verrinnen. Im oberen Stock einer Hafenkneipe verübt ein Rowdy beiläufig einen Mord an einer kleinen, oft übermalten Dirne. Das bin ich, der Lothar Eisenstirns Seelenwanderung beschleunigt.

Das Ereignis geht fast unbemerkt vorüber. Einige Teile des Opfers werden, obwohl beschädigt, ihrer Seltsamkeit wegen in Spiritus getan. Sie schweben abgeklärt über dem Leben . . . sehr behäbig, sehr jenseits von Gut und Böse. Wenn der Anatomiediener sie vom Regal nimmt, schaukeln sie mit schwärmerischem Ausdruck in der gelben Flüssigkeit. ‹Fortsetzung folgt.›

Paul Merkel.

BRIEFE AN CÉZANNE

Paris, 25. März 1860.

Mein lieber Freund,

Wir sprechen in unseren Briefen sehr viel über Poesie, aber die Worte »Skulptur« und »Malerei« kommen darin selten, um nicht zu sagen niemals, vor. Das ist ein ernstes Vergehen, fast ein Verbrechen, und ich will trachten, es heute gut zu machen.

Eben ist der Brunnen von Jean Goujon, den man repariert hatte, von seiner Leinwandhülle wieder befreit worden. Der Brunnen steht auf dem Platz, der früher einmal »La cour des miracles« hieß — was, in Paranthese gesagt, bezeichnend für den Wechsel aller menschlichen Dinge ist — und ist von einem entzückenden Garten umgeben. Dieser Brunnen im Renaissance-Stil ist quadratisch und wird von einer Kuppel gekrönt, die auf vier Öffnungen mit Rundbogen ruht, für jede Seite eine. Zu jeder Seite dieser Öffnungen befindet sich ein sehr schmales und sehr langes Basrelief: das macht für jede Seite zwei Basreliefs, acht für das ganze Monument. Jedes stellt eine Najade dar, wie es die schwarze Marmortafel mit den Worten kundtut: »Fontix Nymphus«. Ich versichere Dir, daß es entzückende Göttinnen sind, anmutig und süß, wie ich sie mir in meinen kummervollen Augenblicken zu meiner Erheiterung wünschen würde. Übrigens kennst Du ja die Art von Jean Goujon, Du mußt Dich ja an die zwei Badenden erinnern, die wir seinem Meißel verdanken und die ich einmal so ungeschickt bei Villevieille abgezeichnet habe. Außerdem befinden sich auch noch über den Bogen Basreliefs, kleine Liebesgötter, die Fähnchen halten, auch hier wieder dieselbe Anmut, dieselbe Feinheit der Linien, derselbe Reiz in der Gesamtwirkung. Das Wasser fällt in großen, ruhigen Flächen von einem Becken ins

andere. Ich spreche Dir von diesem Brunnen, weil ich eine ganze Stunde in seiner Betrachtung zugebracht habe. Ich mache sogar sehr oft einen Umweg, um ihm einen Liebesblick zuzuwerfen. Meine kühle Beschreibung kann Dir absolut keine Vorstellung von dieser Vornehmheit und anmutigen Einfachheit geben. Wenn Du herkommst, wird einer unserer ersten Wege dem Gegenstand meiner Bewunderung gelten.

Als ich unlängst auf dem Quai spazieren ging, entdeckte ich einige sehr gewagte Radierungen von Rembrandt. Wie Rabelais sagt: ich sah hinter ich weiß nicht welchem Busch ich weiß nicht was für Leute, die ich weiß nicht was ich weiß nicht wie machten. Sie wetzten ich weiß nicht was für Eisen, die sie ich weiß nicht wie, ich weiß nicht wo hatten. Die Extreme berühren sich: gleich daneben hingen Stiche nach Ary Scheffer: Francesca da Rimini und die Beatrice des Dante usw.

Ich weiß nicht, ob Du Ary Scheffer kennst, den genialen Maler, der im vorigen Jahre gestorben ist. In Paris wäre es ein Verbrechen, »nein« zu sagen, aber in der Provinz bedeutet es nur eine grobe Unwissenheit. Scheffer war ein leidenschaftlicher Enthusiast des Idealen, all seine Gestalten sind rein, luftig und fast diaphan. Er war Dichter im wahrsten Sinne des Wortes, er malte fast nie das Reale und nahm sich immer die erhabensten und übersinnlichsten Vorwürfe. Kannst Du Dir etwas Poetischeres, etwas von einer merkwürdigeren, ergreifenderen Poesie denken, als seine Francesca da Rimini? Du kennst ja die Episode der göttlichen Komödie: Francesca und ihr Geliebter Paolo werden ihrer Sünde wegen in der Hölle durch einen fürchterlichen Wind gestraft, der sie eng umschlungen in der finsteren Unendlichkeit im Kreise umhertreibt. Welch herrlicher Vorwurf, aber auch welche Klippe! Wie soll man diese göttliche Umarmung wiedergeben? Diese zwei Seelen, die vereint bleiben, um ewige Qualen zu leiden? Welchen Ausdruck diesen Gesichtern geben, auf denen der Schmerz die Liebe nicht ausgelöscht hat? Trachte, Dir den Stich zu verschaffen, und Du wirst sehen, daß der Maler siegreich aus dem Kampf hervorgegangen ist. Ich verzichte darauf, Dir das Bild zu beschreiben, ich würde dabei nur das Papier verderben, ohne Dir auch nur die leiseste Vorstellung geben zu können.

Der Idealist Scheffer läßt mich an die Realisten denken. Ich habe diese Herren nie recht verstanden. Ich greife den realistischesten Vorwurf der Welt auf, einen Pachthof. Mist, schnatternde Enten in einem Bach, rechts ein Feigenbaum usw. usw. Das ist wohl ein Bild, daß jeder Poesie bar zu sein scheint. Aber wenn ein Sonnenstrahl kommt, der das gelbe Stroh goldig schimmern, die Wasserpfützen aufleuchten läßt, der in die Blätter der Bäume gleitet, sich dort bricht und in vollen Lichtgarben wieder heraustritt, wenn man noch dazu im Hintergrund ein flinkes Mädel vorbeikommen läßt, eine jener Bäuerinnen von Greuze, die ihrer kleinen Geflügelwelt Futterkörner zuwirft — wird dieses Bild in diesem Augenblick nicht auch seine Poesie haben? Wird man nicht entzückt stehen bleiben und an jenen Bauernhof denken, wo man einmal bei so niederdrückender Hitze sein Glas Milch getrunken hat? Was wollt ihr also mit dem Wort »realistisch« sagen? Ihr tut Euch etwas darauf zugute, Vorwürfe, die aller Poesie entraten, zu malen. Aber jeder Vorwurf hat seine Poesie, der Mist wie die Blumen. Oder wär's deswegen, weil Ihr die Natur sklavisch nachzuahmen meint? Aber dann, wenn Ihr die Poesie so sehr verschreit, wollt Ihr damit sagen, daß die Natur prosaisch ist. Und darin habt Ihr doch gelogen! — —

All das sage ich für Dich, mein erlauchter Freund, für Dich, den großen zukünftigen Maler. Daß soll Dir sagen, daß es nur eine Kunst gibt, »idealistisch« und »realistisch« sind nur Worte, Poesie ist etwas Großes, und außerhalb der Poesie gibt es kein Heil.

Letzthin träumte ich, ich hatte ein schönes, herrliches Buch geschrieben, daß Du mit schönen, herrlichen Zeichnungen illustriert hattest. Unsere beiden Namen leuchteten auf dem Titelblatt in Goldbuchstaben vereint, und in dieser unzertrennlichen Brüderlichkeit der Genies, gingen wir auf die Nachwelt über. Unglücklicherweise ist das bis jetzt nur ein Traum.

Moral und Schlußfolgerung dieser vier Seiten: Du sollst Deinen Vater zufrieden stellen, indem Du Deinen juristischen Studien so fleißig wie möglich nachgehst. Aber Du sollst auch zeichnerisch unausgesetzt arbeiten — unguibus et rostro —, um ein Jean Goujon, ein Ary Scheffer zu werden, um kein Realist zu sein und endlich einige Bände illustrieren zu können, die mir im Kopf herumgehen.

Du verlangst von mir die Fortsetzung der »Mascerade«; ich kann Deinem Wunsche aus dem einfachen Grunde nicht nachkommen, weil es bis jetzt noch keine Fortsetzung gibt. Das Fragment, das ich Dir geschickt habe, ist im Januar entstanden. Dann habe ich — ich weiß selbst nicht, was mir durch den Kopf fuhr — die Sache völlig links liegen lassen und habe angefangen, ein kleines Stück in Versen zu schreiben, das ich eben beende: so ungefähr neunhundert Alexandriner. Es ist möglich, daß ich jetzt die Erlebnisse des jungen, melancholischen Hermann fortsetze; jedenfalls werde ich Dir die Fortsetzung schicken, sowie eine da ist.

Was die Entschuldigungen anlangt, die Du wegen der Zusendung der Stiche oder der Langeweile Deiner Briefe vorbringst, wage ich zu behaupten, daß das äußerst geschmacklos von Dir ist. Du überlegst nicht, was Du sagst, und das tröstet mich. Ich beklage nur eines, nämlich, daß Deine Episteln nicht länger und eingehender sind. Ich erwarte sie mit Ungeduld, und sie erfüllen mich den ganzen Tag über mit Freude. Das weißt Du auch, also keine Entschuldigungen mehr. — Ich würde eher nicht mehr rauchen und nicht mehr trinken, als aufhören mit Dir zu korrespondieren.

Dann schreibst Du mir, daß Du sehr traurig bist; ich kann Dir erwidern, daß auch ich sehr, sehr traurig bin. Es ist der Sturm des Jahrhunderts, der über unsere Köpfe hinwegfegt. Wir dürfen niemand anklagen, nicht einmal uns selbst; der Fehler liegt in der Zeit, in der wir leben. Dann fügst Du hinzu: Wenn ich Dich auch begriffen habe, Du begreifst Dich nicht. Ich weiß ja nicht, was Du unter dem Wort »begreifen« versteht. Für mich heißt es dies: ich habe an Dir große Herzensgüte und große Phantasie erkannt, die zwei vornehmsten Eigenschaften, vor denen ich mich beuge. Und das hat mir genügt; von diesem Augenblick an habe ich Dich verstanden, Dich richtig gewertet. Wie auch Deine Schwächen, wie auch Deine Irrungen sein mögen, für mich wirst Du immer derselbe sein. Nur der Stein verändert sich nicht, er verläßt seine Steinnatur nicht. Aber der Mensch ist eine ganze Welt für sich; wer die Empfindungen eines einzigen während eines Tages analysieren wollte, würde der Aufgabe unterliegen. Der Mensch ist unverständlich, sobald man ihn bis in seine kleinsten Gedanken hinein kennen will. Aber was fechten mich die scheinbaren

Widersprüche an! Ich habe Dich als Künstler und guten Menschen erkannt und werde es immer wiederholen: »Ich habe Dich begriffen.«

Also fort mit der Traurigkeit. Schließen wir mit einem fröhlichen Lachen! Im August wollen wir trinken, rauchen und singen. Die Faulheit ist eine schöne Sache, und man stirbt an ihr nicht schneller. Da das Leben schlecht und kurz ist, legen wir uns in die Sonne, schwatzen wir und machen wir uns über die Dummen lustig, — und warten wir, bis der Tod vorüberkommt und uns höflich mitnimmt, wie unseren Nachbarn, der sein Leben stumm im Schatten verbracht hat und wie ein Bär gelebt hat, nur um ein wenig Gold aufzuspeichern.

Ich drücke Dir die Hand.

Dein Freund

E. Zola.

BERICHTIGUNG:

Der Titel des Aufsatzes im ersten Heft muß lauten: Über einen Charakter der kommenden Literatur. Der Satz Seite 5, Zeile 15 muß lauten: „Gott und die Götter haben jene abgeschafft, die vor dreißig Jahren ihre ersten Bücher verfaßten — ist es deshalb, daß ihrem Tun die Heiligung versagt blieb?" Zeile 3 von unten: „Es scheidet sich eine andere Welt . ."

Hölderlins Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgeg. v. Norbert von Hellingrath. München bei Georg Müller. Eine Schuld gegen den größten deutschen Dichter wird mit dieser Ausgabe abgetragen, welche die erste ist, die das gesamte Werk in würdiger Form vor den Leser stellt. Bei bestem Willen, wenn auch nicht ganz mit voller Erkenntnis der Bedeutung des Dichters, ist es W. Böhm mit seiner dreibändigen Ausgabe mit nichten gelungen, die, wie sein Titel sagt, Gesammelten Werke zu geben. Die Pindarischen Stücke fehlen, die so wichtigen Fassungen des Hyperion fehlen, und in den Gedichten steht ein Abteil „Gedichte aus der Zeit des Irrsinns", was vielleicht eine medizinische, kaum eine künstlerische Einteilung ist. Die Böhmsche Ausgabe ist nun durch diese neue überflüssig geworden, deren Herausgeber an seine schwierige Arbeit mit höchster Gewissenhaftigkeit geht, welche ihm die

Fortsetzung Seite 19

Kurt Wolff Verlag · Leipzig

Das Kinobuch

Kinodramen von Max Brod, Albert Ehrenstein, Heinrich Lautensack, Walter Hasenclever, Elsa Asenijeff, F. A. Bermann, Arnold Höllriegel, Philipp Keller, Kurt Pinthus, J. Jolowicz, Else Lasker-Schüler, L. Rubiner, Frantisek Langer, Otto Pick, Paul Zech, mit einem Brief von Franz Blei und einer Einleitung von Kurt Pinthus.

Farbige lithographische Umschlagzeichnung von L. Kainer

Geheftet M 2.80 * Gebunden M 3.80

Das Kinobuch ist der erste Versuch, Kinostücke für die Allgemeinheit aufzuzeichnen.

Das Kinobuch, halb ein preziöser Scherz, halb ein ernstliches Bemühen, dem Kino neue Stoffe und Motive zu geben, bietet eine Galerie von Films, die, ohne schon vorhandene Erzählungen zu benutzen, eigens von Schriftstellern und Schriftstellerinnen für das Kino erdacht sind.

Das Kinobuch ist das unterhaltsamste, lustigste und rührendste Buch. Drollige und groteske Szenen, Menschenschicksale, soziale Bilder, phantastische Situationen rollen sich im bunten Wechsel ab. Jeder Autor hat sich bemüht kinematographisch zu sehen und irgendeine knappe literarische Form für seine Kinoidee zu finden.

Das Kinobuch ist ein abwechslungsreiches Kinotheater, von jedermann in der Tasche zu tragen und jederzeit zu genießen.

Das Kinobuch ist in eine wirkungsvolle farbige Lithographie von Kainer, geheftet und gebunden. Eine aphoristische Einleitung von Kurt Pinthus und ein Nachwort von Franz Blei umschließen die Kinostücke der oben genannten Autoren.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Demnächst erscheint:

KURT HILLER

DIE WEISHEIT DER LANGENWEILE

Eine Zeit- und Streitschrift

2 Bände · Geheftet M 6.50 · Gebunden M 8.50

„Die Weisheit der Langenweile" ist das Bekenntnisbuch eines Analytikers, der vom Feuilletonisten so weit entfernt bleibt wie vom Gelehrten. Aus der landläufigen Essay-Literatur hebt es sich insofern heraus, als es, unter Verzicht auf alle Schnörkel eines schöngeistigen Historizismus, grundsätzlich und „mit Blut" geschrieben ist; aus dem Kreis der üblichen „philosophischen" Bücher dadurch, daß es, unbekümmert um denkbehördlich festgelegte Fragestellungen, nur Probleme erörtert, die seinem Verfasser Erlebnis wurden. So ist „Die Weisheit der Langenweile" eine Schrift, der sozusagen die Langeweile der Weisheit abgeht . . .

Sie ist, soweit sie Kritik ist, das Manifest eines auf dem äußersten linken Flügel der Literatur Kämpfenden. Monolog zugleich und Leitfaden: nämlich ein (bewußt parteiischer) Führer durch die Phänomene des jüngsten Schrifttums. Ein ganz persönliches, dabei ganz „sachliches", nämlich ganz unabhängiges Buch jemandes, der, bei aller Selbständigkeit, immerhin nicht aus dem blauen Himmel philosophiert, sondern dessen großes Erlebnis Friedrich Nietzsche hieß; nicht Nietzsche, der Metaphysiker, der Dithyrambiker, der Prophet; sondern Nietzsche, der Kritiker: der unvergleichliche Zerleger und Bewerter kultureller Tatbestände.

Soll man die allgemeine philosophische Tendenz des Hiller'schen Buches mit einigen Schlagworten bezeichnen, so könnte man sagen: Hier sucht in seiner gesteigertsten Form der Intellektualismus, Voluntarismus zu werden; das Erlebnis der Skepsis wird langsam verdrängt vom neu-moralischen. Diese für die jüngste Gegenwart typische Metamorphose einer geistigen Verfassung vollzieht sich vor den Augen des Lesers in diesem Buch, und läßt es damit einmünden in jene große Bewegung der Zukunft, von welcher — nach dem Zeitalter der Tatenlosigkeit, des Ästhetizismus, der Décadence, nach dem Verfall des Verfalls — wir alle träumen.

Erkenntnis von der Bedeutung Hölderlins zur liebend erfüllten Pflicht macht. Es sei bei dieser Gelegenheit auf eine kleine sehr interessante Schrift von Wilhelm Michel „Friedrich Hölderlin" aufmerksam gemacht, welche bei R. Piper in München erschienen ist, und auf das schöngedruckte Heft, in dem der Verlag H. F. Bachmair die Diotima-Gedichte vereinigt hat. B.

G. Fuchs, Die Frau in der Karikatur. Gegen Herrn Fuchsens Karikaturensammlungen, von denen er in allzuhäufigen Bänden Reproduktionen mit einem unlesbaren und kaum gelesenen Text gibt, war im Anfang nicht viel zu sagen, weil sich immerhin ein Verdienstchen feststellen ließ um einen nicht unwichtigen Teil der zeichnerischen Künste. Aber die Flut der Bände nimmt nicht ab und führt Dinge mit, die zu einer Mahnung wenigstens an den Verlag veranlassen, denn der Autor

Fortsetzung Seite 21

HUGO HELLER & CIE., LEIPZIG UND WIEN I. BAUERNMARKT 3

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften

herausgegeben von PROF. SIGM. FREUD

Schriftleitung: Dr. OTTO RANK und HANS SACHS

Jährlich 6 Hefte bei 36 Bogen stark. M 15.– = K 18.–

Probehefte gern zur Ansicht durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

GEBR. FRIEDLÄNDER

Hofjuweliere Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit des Kronprinzen, Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinzessin

BERLIN W.

4a, UNTER DEN LINDEN

GEGRÜNDET 1829

JUWELEN, PERLEN,

GOLD- u. SILBERWAREN

Der Bücherwurm

ist eine illustrierte Monatsschrift für Bücherfreunde. Er bringt Originalartikel bekannter Autoren über alle Gebiete der Literatur und des gesamten Buchwesens, Proben aus neuen Werken, Illustrationen, zahlreiche Bücherbesprechungen und eine Liste der wichtigsten Neuerscheinungen. Der Bücherwurm ist mit seiner Auflage von 25000 Exemplaren das verbreiteste Literaturblatt Deutschlands und kostet 2 Mark jährlich. Die Liebhaber-Ausgabe bringt in jedem Heft seltene Kunstblätter, darunter Original-Graphik, Einblattdrucke und Bücherzeichen. Preis 6.00 M. jährlich.

Verlag des Bücherwurms in Dachau bei München

Ein moderner Faust

Mit dieser Ausgabe des ersten Teiles von Goethes Faust läßt Ehmcke seinem heißumstrittenem Faustdruck einen zweiten folgen; er zeigt die Entwicklung von Jahren, nicht nur eines Künstlers, sondern unserer Auffassung von Drucken überhaupt. Die neue Faustausgabe ist vor allem einfacher, ruhiger, überzeugender und moderner, da keine Typen vergangener Stilepochen verwendet wurden, sondern nur moderne, Ehmckes eigene Schriften: Fraktur als Hauptschrift, Kursiv und Antiqua als Hilfsschriften. So sehr nun die Wirkung des Druckes auf der vorbildlichen Anwendung prächtiger Schriften und der Güte der handwerklichen Arbeit von Deckel zu Deckel beruht, so ist doch noch ein Schritt weiter gegangen worden; Walter Klemm hat für die Ausgabe fünfzehn Original-Holzschnitte geschaffen, die von der Holzplatte in das Werk eingedruckt werden Was Ehmcke und Klemm anstrebten ist also nicht nur ein mustergültiger Faustdruck, sondern ein mustergültiges modernes illustriertes Buch, ein illustrierter Faust in der Auffassung des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. Die Ausgabe wurde in der bekannten Offizin Drugulin in Leipzig auf van Geldern-Bütten gedruckt, ganz in rotes Saffianleder gebunden und kostet 20 Mark. Rudolf G. Binding schreibt in der Frankfurter Zeitung über die Holzschnitte Walther Klemms zu Goethes Faust:

„sie scheinen wie erfüllt von der Ewigkeit der Dichtung,
von unsichtbaren Welten hinter ihnen."

Der Einhorn-Verlag in Dachau bei München

scheint unverbesserlich. Fielen schon immer die oft mißverstandenen, oft falschen, oft lächerlichen von F. stammenden Betitelungen der Bilder auf, so leistet er sich darin in den neuen Heften das Äußerste an direkten Fälschungen. Daß Verf. unter ein Bild, das die drei Sirenen darstellt, schreibt „Verlockung zum Schiffbruch" bekommt in seiner ganzen Blödheit erst das rechte Licht davon, daß dieses Bild in einem Abschnitt über den — Sadismus sich findet. Ganz unzweifelhaft werden die Absichten, die der Verf. mit seinen Bilderbüchern verfolgt, wenn man unter dem bekannten Wiener Bilde Parmeggianinos, das Amor als Bogenschnitzer darstellt als Titel liest „Die Voyeure", oder unter der Figur Juvenals, die Beardsley mit der Geißel zeichnet, den Titel: „Der Flagellant". Das ist eine Spekulation auf den Sexualidiotismus, welche ein Verlag, der sich achtet, nicht hingehenlassen sollte. Bedauerlich für den

Fortsetzung Seite 23

POESCHEL & TREPTE
BUCHDRUCKEREI
LEIPZIG · SEEBURGSTRASSE 57

HOHENZOLLERN-
KUNSTGEWERBE-
HAUS
FRIEDMANN u. WEBER
BERLIN · W.
KUNSTGEWERBE
WOHNUNGSEINRICHTUN-
GEN u. ANTIQUITÄTEN.

FÜRSTIN MECHTILD LICHNOWSKY

GÖTTER, KÖNIGE UND TIERE IN ÄGYPTEN

Mit zahlreich. Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin
3. Auflage
Geheftet M 6.50 · Halbl.-Bd. M 8.50, Ganzl.-Bd. M 10.—

INHALT:

Assuan / Der Isistempel der Insel Philae / Nilaufwärts / Abu-Simbel / Komombo / Edfu / Luksor / Die Königsgräber / Noch mehr Gräber / An Bord der »Indiana« / Nach Abydos / Tel-el-Amarna und Beni-Hassan / Kairo / Das ägyptische Museum / Das Totenfeld von Sakâra / Die Grabstätten der Könige Cheops, Chefren, Mykerinos / Abschied.

Alfred Kerr in der *Neuen Rundschau:* Die Schriftstellerin Mechtild Lichnowsky: nicht mehr zu trennen von Träumen und Geistern dieser bluterfüllten Schattenfrist, kein Zunftglied, sondern eine Pflanzenkraft, Versteherin durch die Fingerspitzen, durch die Netzhaut, durch Ahnendes hinter der Netzhaut, durch ein Miterleben im Geblüt, aber nicht allzu versonnen, vielmehr voller Drang und Ungeduld, als ob sie wüßte: Dies Hiersein ist kurz ... Herrliches im Rebellenblut. In dieser Erdnähe. Noch in dieser wissenden Tierfreundschaft. Naturverbunden durch Ertastung — wie Bettina damals, die mit Rheinfischern, mit Beethoven, mit eines Bruders Bild in verhallten Lüften hauste. Prunkfrei. Ein in der Fülle herzhafter Mensch, der Dasein und Tod ins Auge faßt. — — Eine, die Rosmarin und verklingende Fragen und manche Maiensträuße dieser Welt unter den Sternen erkannt hat. Ein Aufenthalt hier, tapfer bezeugt. — — Man spricht zu ihr (wie zum Louis Ferdinand ein gewisser Tonmeister): „Gar nicht prinzlich, sondern sehr gut! Sondern prachtvoll!"

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Buchbetrieb des Herrn F., wenn ihm allmählich sein Bildmaterial ausgeht, aber daß er deshalb sämtliche Kunstwerke der Welt auf so skabröse Weise in seine sogenannte Sittengeschichte bringt, soll man nicht ohne Protest hingehen lassen. F.

Réflexions sur la Vie. Par Remy de Gourmont. Paris, Mercure. Es gab eine Zeit, wo man den Mercure de France las, weil de Gourmont darin schrieb: ich glaube, es gibt bald eine Zeit, wo man den Mercure nicht mehr liest, weil de Gourmont darin schreibt. In einer für nichts als dafür bereiten und geeigneten Epoche vertrat Gourmont am witzigsten und, wenn hier das Wort erlaubt ist, tiefsten, einen unbedingten Skeptizismus, zu dem ihm, der katholisch angefangen hatte ‹ästhetisch-katholisch!› Nietzsche verhalf. Heute ist davon nichts geblieben als eine kaum zu irgendwas wie einem System gebrachte Wissenschaftlerei mit großen Ansprüchen.

Fortsetzung Seite 27

VERLAG VON CARL ERNST POESCHEL * LEIPZIG

Das Buch des Kaufmanns

herausgegeben von Dr. **Georg Obst.**

4. verbess. Aufl. * 2 Leinenbde. M 24.– * 11.–16. Tausend

für jeden gebildeten Kaufmann

Grundzüge der Nationalökonomie

von Dr. **Georg Obst.**

Gebunden . . . . M 4.80

Eine Einführung für alle, die mit den Fragen des gesamtwirtschaftlichen Lebens Fühlung gewinnen wollen.

AUSFÜHRLICHE PROSPEKTE STEHEN ZU DIENSTEN

KURT WOLFF VERLAG ★ LEIPZIG

REINHOLD
RUDOLF JUNGHANNS

VARIATIONEN
ÜBER EIN
WEIBLICHES
THEMA
OPUS II

9 Radierungen ⟨Kaltnadelarbeiten⟩ und 2 Lichtdrucke. Die Auflage, die eine einmalige ist und 90 Exemplare beträgt, wurde unter Aufsicht des Künstlers bei Angelo Wetteroth in München auf echt kaiserlich Japan und Atlas gedruckt; die Platten wurden vernichtet. Preis der Mappe, enthaltend die vollständige Folge von 11 Blättern ⟨davon 9 Japandrucke und 2 Atlasdrucke⟩, M 150.–

ALS die erste Publikation des jungen Künstlers durften wir vor Jahresfrist eine kleine Mappe mit Radierungen vorwiegend nach landschaftlichen Motiven edieren. Die vielversprechenden Dokumente einer starken Begabung wurden von der kleinen Zahl von Kennern, für die sie gedruckt waren, dankbar aufgenommen. Heute ist es ein ausgereiftes Werk, die vielfältige Variierung eines einzigen Frauenkörpers, einem Modell von seltenem Raffinement, von unerhörter Wandlungsfähigkeit, das Junghanns vorlegt. Einige Blätter, die aus der hier vereinigten Serie in einem Münchner Kunstsalon kürzlich ausgestellt waren, wurden von der Kritik enthusiastisch aufgenommen. Der Janus schrieb: „Interessant sind seine Studien einer hysterischen Frau. Erbarmungslos gibt er ihre Anfälle und ihre Perversität wieder. Aber er hält, weil seine Kunst durch und durch gesund ist, Abstand und so gelingt ihm eine so starke Steigerung wie auf dem einen auf Seide gedruckten Blatt, das man schlechthin „Grauen" betiteln könnte und das, obwohl es ganz auf Junghanns' Boden gewachsen ist, in der erschütternden Kraft der Darstellung an Félicien Rops gemahnt. Gerade dieses Blatt ist für die Entwicklung des jungen Malers ein wichtiges Zeugnis. Denn es beweist, daß er mehr ist als ein Darsteller ruhevoller Landschaften, daß er auch künstlerischer Spiegel der menschlichen Psyche in ihren Krämpfen und hoffnungslosen Abgründen zu sein vermag, während er uns ja schon früher als vorzüglicher Psychologe arbeitsharter Greisengesichter viel zu sagen hatte." — Fritz von Ostini in den Münchener Neuesten Nachrichten: „Proben eines hochkultivierten graphischen Könnens, interessante Studien nach einem und demselben weiblichen Modell. Die letzteren bemühen sich freilich nicht, Schönheit im landläufigen Sinne zu geben — eher das Gegenteil. Aber mit wahrhaft genialer Leichtigkeit sind seltsame Ausdrücke nervöser Überreiztheit bis zu offenbarer Hysterie, sind die Bewegungen eines hageren, geschmeidigen nicht eben in mädchenhafter Weichheit prangenden Frauenleibes festgehalten. Offenbar hat der Zwang zu schnellem Fertigwerden den Künstler zu einer höchst modern impressionistischen Technik genötigt, die hier nicht Schema, sondern natürliches Mittel zum Zweck ist und diesen bedeutsamen Studien besonderen Reiz leiht. In einer auf Seide gedruckten Radierung ist der Kopf des merkwürdigen Modells allein in packender Plastik und fast erschreckender Intensität des Ausdrucks festgehalten." Die erste Folge der Junghanns'schen Radierungen ist in der Luxusausgabe völlig, in der einfachen Ausgabe ⟨6 Radierungen, Preis Mark 35.—⟩ fast vergriffen.

NEUE MUSTERDRUCKE

IM SEPTEMBER

KLEIST
DER ZERBROCHENE KRUG

Druck der Reichsdruckerei.

Einmalige Auflage von 200 Exemplaren. Subskriptionspreis: Nr. 1 bis 50 auf Japan in Maroquin à 75 Mark, Nr. 51 bis 200 auf Bütten in Pergament à 30 Mark.

GOETHE / PROMETHEUS-FRAGMENT

Druck der Reichsdruckerei.

Einmalige Auflage von 200 Exemplaren. Subskriptionspreis: Nr. 1 bis 50 auf Japan in Maroquin à 30 Mark, diese sind bereits gezeichnet. Nr. 51 bis 200 auf Bütten in Pergament à 20 Mark.

IM NOVEMBER

HOMER / ODYSSEE

in der ursprünglichen Vossischen Übertragung von 1781.

Druck der Offizin Drugulin.

Einmalige Auflage von 200 Exemplaren. Subskriptionspreis: Nr. 1 bis 50 auf Japan in Maroquin à 100 Mark, Nr. 51 bis 200 auf Bütten in Pergament à 50 Mark.

ERNST OHLE • VERLAG
DÜSSELDORF

Heute meint Gourmont allen Ernstes die „Philosophen" der Enzyklopädie hätten etwas mit der Philosophie zu tun und beginnt sich für den Voltaire dieser Tage zu halten. Er übt mit Vorliebe seinen Witz an allem was Religion ist, an der Kirche, am Klerus, am Papst, an der Bibel und sagt von der Philosophie, sie „verstärke nur alle Arten orthodoxen Christentums, wenn sie methaphysisch und nicht rein wissenschaftlich" sei. Gourmont weiß einige tausend Dinge, ja vielleicht alles, und bringt dieses Alles mit einigen theoretischen Gemeinplätzen in eine dem aufgeklärten Epicier genehme Beziehung, also daß der Verstand über seinen Verstand in Entzücken gerät. Schade, diesen einst so glänzenden Geist in den Niederungen zu sehen, wo der Philosophieprofessor aus Molières Bourgeois Gentilhomme sein Lehrer und Meister ist. B.

Fortsetzung Seite 29

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGSNACHRICHTEN-BUREAU
BERLIN SO. 16, RUNGESTR. 25/27, SPREEPALAST

Größtes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel u. Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- u. Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. -Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. — Prosp. gratis

Vermittelungsstelle für künstlerische Aufträge jeder Art

MARIE HELD-HERZ

Charlottenburg Kantstraße 10 II · Tel.-Stpl. Nr. 4656

Übernahme, Vermittelung und Überwachung von Bauten, Wohnungseinrichtungen und dergleichen · Verkauf von Bildern, Skulpturen, Schwarz-Weiß-Blättern, Büchern, Kunstgewerbe, Stoffen usw. · Anfertigung von Plaketten, Exlibris, Menu-, Tischkarten usw. · Tafeldekorationen

DIE AKTION

Wochenschrift für Politik Literatur Kunst
Herausgegeben von FRANZ PFEMFERT
Dritter Jahrgang

Die Berliner Wochenzeitung DIE AKTION sei empfohlen, denn sie ist mutig ohne Literatenfrechheit, leidenschaftlich ohne Phrase und gebildet ohne Dünkel. Der lose Vogel

DIE AKTION ist das Organ der jüngsten deutschen Literatur. Lyriker wie Ernst Blass, Georg Heym, Paul Boldt, Alfred Wolfenstein, Hellmuth Wetzel, Oskar Kanehl, Paul Mayer, Jakob van Hoddis, u. a. heut auch von der großen Presse anerkannte, sind hier zum ersten Male an die Öffentlichkeit getreten. Schriftsteller wie Heinrich Mann, Alfred Kerr, Carl Einstein, Franz Blei, St. Przybyszewski, Max Brod, Ludwig Rubiner, René Schickele, Ernst Stadler, Gottfried Benn, Else Lasker-Schüler, Peter Scher, Adolphe Basler, Arthur Rößler, Robert Musil, Ferdinand Hardekopf, Maler wie Morgner, Melzer, Tappert, Max Oppenheimer, Richter-Berlin, Egon Schiele, Harta, Nadelmann, Meidner, César Klein, sind mit Arbeiten in der AKTION vertreten

DIE AKTION kostet vierteljährlich durch Post M 2.–, durch den Verlag oder Buchhandlung M 2.50. Einzelheft 30 Pfennig. Probenummern gegen 25 Pfennig

Büttenausgabe für Bibliophilen, numeriert bis 100, jährlich 40 Mark

Verlag DIE AKTION / Berlin-Wilmersdorf

Franz Werfel, Wir sind: Neue Gedichte, K. Wolff, Leipzig. Zu einem neuen Bilde der Welt treffen sich in Werfels Gedichten die wirkenden Elemente (worunter nicht nur die ästhetischen gemeint sind). Weit über die engere Begrenzung des Lyrikers ist dieser Dichter hinausgehoben; nichts vom Tagebuch, von der Gelegenheit und der Impression. Hier offenbart sich menschheitliches Wesen über alles Zufällige des Individuellen hinaus und gibt diesem gerade dadurch seine naive Stärke und auszeichnende Einzelhaftigkeit. (N. B. Denkt man bei der Eitelkeit des Lyrikers, der „Ich" sagt, nicht oft an einen ethischen Defekt? Ist die lyrisch hergestellte Beziehung zwischen persönlichem Leid und sonstigem Leid oder umgekehrt nicht durchaus schon zu einer Konvention verblaßt, die nur noch Kunstfertigkeit belebt? Hat deshalb, um dieser trostlosen Virtuosität des Wiederholens zu entgehen, die modernste Lyrik

Fortsetzung Seite 31

FRIEDRICH
GOTTLIEB KLOPSTOCK:

ODEN

2 Bände. Geheftet M 7.50; gebunden M 10.—;
Lederband M 20.—

Klopstock, mehr als ein Jahrhundert lang nicht mehr gelesen, ist den jüngeren Dichtern unserer Zeit, die ein neues Pathos erstreben, stark verwandt. Klopstocks Oden, die lyrisches Empfinden, Weltgefühl und Priestertum vereinigen und zu machtvollstem Ausdruck sammeln, werden die gefühlsstarken Menschen unserer Tage erschüttern, wie einst die Zeitgenossen Goethes. Klopstocks Oden, eine Bibel lyrischer Gefühle, erscheinen hier gesondert, von gelehrter Hand geordnet, in einer außerordentlich schönen zweibändigen Gesamtausgabe, die den Genuß dieser hymnischen Dichtungen erhöhen wird. Dem Text, den Dr. Paul Merker, Privatdozent an der Universität Leipzig, besorgte, wurde größte Sorgfalt gewidmet.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Nicht jedermann hat

ZEIT

Nicht jedermann liebt

SCHRIFT

Nicht jedermann besitzt

BÜCHER

Nicht jedermann schätzt

FREUNDE

Aber jedermann

sollte haben, lieben, besitzen, schätzen, die

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Organ der Bibliophilen · Pro Qu. M 9. –

Probe-Hefte zur Ansicht durch jede bessere Buchhandlung.

VERLAG

W. DRUGULIN · LEIPZIG

diesen falsch-romantischen Ausweg ins Beschreiben der Großstadt genommen?) Alle Künstler fühlten sich als Dienende, Beauftragte, und sie können nur mit einem heimlich-verlegenen Lächeln stolz über ihr ‚Besonderes' sein und von sich sprechen. Werfel hat alle Kunst und keinerlei Kunstfertigkeit, er hat keine besonderen Vokabeln, braucht den Mund nicht zu spitzen, setzt keine Lichter, musiziert nicht in Vokalismen und wie all der Aufputz heißt, den die Kunstfertigkeit übt, um Kunst zu täuschen, und auch keinerlei raffinierte Kunstlosigkeit will täuschen. Wie natürlich sind diese Werke! Glückhaft geschehen wie das Geheimnis des Kristalls oder die edle Bildung des Baumes. Man hört nicht den Taktschlag des Zimmerbeiles, das das Gerüst der Strophe errichtet, die lieber improvisiert als deklamiert sein will. Die erschütterte Seele ist in den schauenden Geist gehoben und kein Tropfen ihres guten Blutes ging

Fortsetzung Seite 33

WALTHER
VON DER VOGELWEIDE:
GEDICHTE

Geh. M 6.–; geb. M 7.50; Lederbd. M 15.–.

Walther von der Vogelweide, der bedeutendste mittelhochdeutsche Lyriker, war bisher nur in blassen Übersetzungen oder in schlecht gedruckten philologischen Ausgaben mit gelehrtem Apparat zu lesen. In dieser neuen, sorgfältig durchgesehenen Ausgabe der sämtlichen Gedichte Walthers von der Vogelweide erscheint zum ersten Male der reine mittelhochdeutsche Text in einem überaus schönen, monumentalen Druck der Offizin W. Drugulin. Diese mehr als 700 Jahre alten, zeitlosen Gedichte, deren unendlicher Kreis von zarter Liebeslyrik bis zu mächtigen politischen Gesängen alle Empfindungen eines mittelalterlichen Kulturmenschen umspannt, sind hier in einer altertümlichen, aber vortrefflich lesbaren Schrift auf gutes Büttenpapier gedruckt. Dieser auferstandene Walther von der Vogelweide wird das Herz des Freundes deutscher Dichtung wie das des Bücherliebhabers in gleicher Weise erfreuen. Herausgeber ist Dr. Hans Berendt.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Verlag der Weißen Bücher · Leipzig

Mynona

„Rosa, die schöne Schutzmannsfrau"

Grotesken

Preis geheftet M 3.50 * * Gebunden M 5.—

Die Überschriften sind für sich allein eine Groteske, und der Titel gibt wirklich den Ton des Buches an, wenn man ihn quadriert ironisch nimmt. Es ist ein Buch mit einer einzigen Kriegserklärung an den „Ernst des Lebens". Und doch liegt noch in seinem kindischsten Spiel tiefer Sinn verborgen — und nicht bloß verborgen. Die Kunst, Gefühle (durch Überschraubung) ins Gegenteil zu verkehren, z. B. Dankbarkeit in Rachsucht, Zärtlichkeit in Blutdurst, Narretei in Philosophie, hat hier ihren Tummelplatz. Das Buch soll zeigen, daß Heiterkeit nicht flach zu sein braucht, daß sie mehr Tiefe haben, daß Spott religiöser sein kann als der heilige Ernst in aller seiner Feierlichkeit. Hier wird der Ernst in lauter bunten Schlachten mit seinen eignen Waffen geschlagen. Ja, die Literatur soll sich hier selbst dementieren. Es wird sich für den guten Leser ein Fortschritt in der Natürlichkeit, Ehrlichkeit und — Schamhaftigkeit ergeben, und der schlechte Leser darf sich amüsieren oder ärgern. Der Ernst dieses Buches ist, wie eigentlich aller Ernst sein sollte: — unerratbar!

dabei verloren. Nichts ist nachgerechnet, nichts in eine falsche Pretension verbedeutet: alles ist belassen — wir sind! — wie es sich hinlebt, nichts ein Zufall, alles ein ordnendes Gesetz. B.

The Victorian Age in Literature. By G. K. Chesterton. William & Norgate, London. — Den Kennern dieses glänzendsten Geistes im heutigen englischen Schrifttum braucht es nicht gesagt werden, daß dieses kleine Buch kein »Leitfaden« ist, wie wir derlei in Deutschland zu besitzen so unglücklich sind. Hier wird nicht der Leser als ein vollkommener Ignorant angenommen, dem die Literatur seines Landes nicht nur unbekannt, sondern auch so rätselvoll ist, daß es einen sozusagen Gelehrten zum »Einführen« nötig macht, der denn auch gleich loslegt mit Inhaltsangaben

Fortsetzung Seite 35

Verlag der Weißen Bücher · Leipzig

Demnächst erscheint:

DER FREMDE

Roman. 2. Auflage. Geh. M 3.—, geb. M 4.—

René Schickeles ‚Fremder' ist in der Umsetzung der Wirklichkeit in das episch gebundene Wort, in der Anschaulichkeit des Einzelwortes und seiner Verwendung im Satze so einfach, klar und persönlich — auf die Gefahr hin, grotesk zu erscheinen, benutze ich eine Assoziation aus dem Bereiche der farbigen Welt und sage: so weiß, also so fleckenlos — daß es in die Nähe von Hölderlins „Hyperion" rückt, wo ein gleicherweise an romanischen und griechischen Beispielen erzogenes Gefühl für Durchsichtigkeit der Sprache sich auch deutscher Worte bedient. Gewiß ist das Buch künstlerisch nicht gelöst, und daß seine Liebeskämpfe in Pariser Bohèmekreisen spielen, ist einfach ein Rest von Naturalismus, da Schickele hier in Wahrheit dunkel nach einer reineren Form der Dichtung strebte und nur wider Willen im Milieuroman stecken blieb. Deshalb bleibt Schickele doch wohl einer der feinsten Stilisten, einer der persönlichsten Dichter der Zeit und dies Buch eine Sammlung von Fragmenten aus einer ungeschriebenen großen Dichtung. *Joachim Benn i. d. Rheinlanden*

Tempel-Klassiker

Deutsche Dichterausgaben. Zweisprachige Weltliteratur-Werke

Neuerscheinungen:

Hebbel
Dramatische Werke
in 4 Bänden
(Band 1 liegt Weihnachten 1913 vor)

Homer
Odyssee
in 2 Bänden
(Band 1 liegt Weihnachten 1913 vor)

Shakespeare
König Lear
Englisch und Deutsch

Shakespeare
Othello
Englisch und Deutsch

Vollständige Tempel-Ausgaben

Goethe
Poetische Schriften
in 15 Bänden

Schiller
Sämtliche Werke
in 13 Bänden

Lessing
Schriften in
7 Bänden

Eckermann
Gespräche mit Goethe
in 2 Bänden

Heine
Sämtliche Werke
in 10 Bänden

Mörike
Sämtliche Werke
in 4 Bänden

Kleist
Sämtl. Werke
in 5 Bänden

Hebel
Poet. Werke
in 1 Band

Uhland
Poet. Werke
in 2 Bänden

Körner
Poet. Werke
in 2 Bänden

Shakespeare
Hamlet
Englisch und Deutsch

Shakespeare
Romeo und Julia
Englisch und Deutsch

Shakespeare
Ein Sommernachtstraum
Das Wintermärchen

Das Nibelungenlied. Alt- und neudeutsch in 2 Bänden.

Tempel-Geschenk-Ausgaben

Goethe
Die Gedichte
Lein. M 5.- Leder M 7.-

Goethe
Faust
Lein. M 5.50 Leder M 7.50

Goethe
Italiänische Reise
Lein. M 6.- Leder M 8.-

Goethe
Westöstlicher Divan
Lein. M 4.- Leder M 6.-

Heine
Das Buch der Lieder
Lein. M 4.50 Leder M 6.50

Das Nibelungenlied
übertr. v. Karl Simrock
Lein. M 5.- Leder M 7.-

In Anbetracht der gediegenen und hervorragenden Buchausstattung, die der Tempelverlag pflegt, können die Preise der Tempel-Klassiker nur billig und volkstümlich genannt werden. Die Bände haben sämtlich einheitlichen Umfang. Für jede Ausstattungsgattung haben die Tempel-Klassiker einen Einheitspreis zu dem jeder Band einzeln käuflich ist. Es gibt eine Ausgabe in Ganzleinen, eine Halblederausgabe und die Vorzugsausgabe.

Jeder Band kostet: In Leinen M 3.-, in der Vorzugsausgabe (nicht einzeln) M 12.-, in Halbleder M 3.75

Der Tempel / Verlag / Leipzig, Seeburgstraße 57

und kritischen Fleißzetteln. Hier sagt einer, der die Literatur von Dickens bis zu Pater und Meredith (und mehr als das) kennt, was ihm ihr Leben und ihr Geist zu sein scheinen; vor allem, wie er es zusammenfassend anläßlich Macauley sagt, sei der Geist der Victorianischen Ära the cheapness and narrowness of its conscious formulae and the richness and humanity of its unconscious tradition. C. hat Gedanken und hat Einfälle, die letztern besonders über sich selbst, was eine reiche Quelle des Witzes ist, der C. oft nichts als gewöhnlich journalistisch macht. Seine Bücher sind immer subjektiv bis zum äußersten: die besten und die schlechtesten Bücher sind das. Bei C. ist immer beides — Bestes und Schlechtestes — in einem Buche eng beisammen, Genie und billiger Witz, unter den auch fällt, daß er die Religion oft an Dinge bringt, wo sie nur an einem lächerlichen Platz ist, und das passiert einem Manne, der öffentlich

Fortsetzung Seite 37

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

GIOVANNI PASCOLI

DIE AUSGEWÄHLTEN GEDICHTE

Deutsch von *Benno Geiger.*

Geh. M 5.—, geb. M 6.—; *Vorzugsausgabe:* 15 Ex. auf kaiserlichem Japan in Ganzlederband M 25.—.

Die Zeit, Wien: ... Man weiß nicht, was man an Pascoli mehr bewundern muß: den schrankenlosen geistigen oder den ganz versunkenen, liebesreichen, irdischen Blick. Der mit seinem Herzen dem Weltall im Gleichgewicht entgegensteht, der den Sternen die Wage hält, er beugt auch über das Geringste des Lebens sich und träumt den fernen Erinnerungen nach. – In der Form ist Pascoli nicht neu, er gebraucht mit Vorliebe das nationale Maß, die Terzine, aber hier erst kann man die Bedeutungslosigkeit der Form gegenüber dem Gehalt erkennen, und namentlich wir in Deutschland, die wir stets von »Entwicklung«, »lyrischen Revolutionen«, »Modernität« zu reden pflegen, wir sollten die Blicke auf diese Gestalt richten, die nichts ist als der Dichter. So seien denn alle, die nur einen Funken Gefühl für Lyrik hegen, hierher, vor dieses Standbild, zusammenberufen: vor diese schöne, tiefe, namenlose, seelenhafte Kunst.

Saturn-Verlag Hermann Meister · Heidelberg

Neu-Erscheinungen Sommer 1913

Fanale

Gedichte der rheinischen Lyriker R. M. Cahén, J. Th. Kuhlemann, Paul Mayer, Bruno Quandt, Robert R. Schmidt, Paul Zech.

Broschiert M 1.50. Gebunden M 2.50.

Weser-Zeitung, Bremen: Die rheinischen Fanarioten sind jung und hoffen. Es ist in ihnen viel Passivität, Empfänglichkeit. Sie alle kennen verführerische Träume, einige sogar die leidenschaftlich glühenden Räusche ...

Berliner Tageblatt: Hier präsentiert sich eine Jungmannschaft von sechs Kämpfern, die das alte Lügengewebe vom bloß weinfrohen Rhein mit Zähneknirrschen zerreißen und dem infernalischen Nimbus des Stahlgottes Vulkan den Tribut zollen.

Lyrische Bibliothek

Erster Band: Wunden und Wunder, von Paul Mayer, mit Geleitworten von Stefan Zweig.

Zweiter Band: Der Weg durch den Wald, von Rudolf Leonhard.

Dritter Band: Das Ufer, von Jacob Picard.

Vierter Band: Der Meteor, von Rudolf Fuchs.

Jeder Band vornehm gebunden M 1.50, in Luxusband M 5.—.

Die Bibliothek wird ein permanentes Bild unserer bedeutenderen zeitgenössischen Lyrik bieten. Jährlich erscheinen ca. 15 Bände.

Francesco Petrarcas Sonette

In Auswahl übertragen von Frank Spunda. Gebunden M 1.20.

Eine neue würdige Übertragung, in einer schönen Drugulin-Type gedruckt und geschmackvoll gebunden.

Die magische Laterne

Novellen von D. Kosztolányi Deutsch von Stefan J. Klein.

Broschiert M 2.50. Gebunden M 3.50.

Mit Kosztolányi wird ein bedeutender magyarischer Dichter in Deutschland eingeführt Seine Novellen sind reich in der Erfindung, bestechend in der Form. Ein novellistisches Talent ganz bewußter Eigenart kündet sich in Kosztolányi mit Kraft an.

Sämtliche Erscheinungen durch jede Buchhandlung!

das leidenschaftlichste religiöse Bekenntnis seit Newman abgelegt hat. Also auch hier ein sehr witziges, aber auch ein sehr bedeutendes Buch: keiner bisher hat so wie C. den Zusammenbruch der liberalen Kompromißideale dargestellt, niemand Tieferes über Macauley, Treffenderes über Browning gesagt, und das in einem Rahmen, der ein weiteres Feld absteckt als die schöne Literatur einer Periode. F. B.

Fortsetzung Seite 39

Verlag der Weissen Bücher · Leipzig

René Schickele

Schreie auf dem Boulevard

Pariser Erinnerungen eines Journalisten

Geheftet M 3.— Gebunden M 4.—

Hamburger Fremdenblatt:

Man wird eine Erscheinung wie die des elsässischen Dichters René Schickele nicht freudig genug begrüßen können. Wie er, im Dienste Deutscher Presse, Paris, das lockende, flammende, lebensvolle Paris in sich aufnimmt und zu kristallischen Bildern verdichtet, wie er, ein Kind gemischter Kultur, mit Kritik und Liebe in den politischen Strömungen die blutrote Ader ewigen Vorwärtslebens aufblitzen läßt und wie es führende Geister beleuchtet, nicht nur wie sie sind, auch wie sie wurden, und den Geheimnissen ihrer Macht mit künstlerischem Feinsinn nachspürt, das ist Journalismus im schönsten, im besten Sinne. Hier ist der Journalist, dessen Ohr das Raunen der Zeit vernimmt, Historiker und Künstler zugleich! Jaurès, Roosevelt, Briand sind von dieser Warte gesehen und erstrahlen im Prisma eines liebenswürdigen Sarkasmus besonders lebhaft. Und Alltagsdinge: vom Theater dies und das, die dramatisch wirksame Schilderung des Eisenbahnerstreiks, ein Mord oder ein Fliegerende geben in ihrer Knappheit, durch ihre stilistische Sauberkeit und geistigen Tiefgang Eindrücke angenehmster Art.

Die Bücherei Maiandros

Herausgegeben von Heinrich Lautensack, Alfred Richard Meyer, Anselm Ruest, im Verlag von Paul Knorr, Berlin-Wilmersdorf

Erstes Buch

Teresa und Wolfgang · Eine Novelle

von Samuel Lublinski

Zweites Buch

Ekstatische Wallfahrten

Semilasso in Afrika von A. R. Meyer

Via crucis von Heinrich Lautensack

Drittes Buch

Apollodoros · Über Lyrik

Ein Dialog von Anselm Ruest

Viertes und fünftes Buch

Der Mistral

Mit Beiträgen von Bab, Benn, Blei, Brandenburg, Braun, Brod, Carossa, Dauthendey, Dehmel, Ehrenstein, Flaischlen, Greiner, Hadwiger, Hasenclever, Herrmann, Heym, Heymel, Hofmannsthal, Holz, Kyser, Lasker-Schüler, Leonhard, Lissauer, Loerke, Thomas Mann, Mell, Michel, Mombert, Morgenstern, Paquet, Paquita, Scheerbart, Scher, Schickele, Schlaf, Schur, Stadler, Stehr, Stoeßl, Wedekind, Weichberger, Werfel, Zweig u. a.

Sechstes Buch

In Memoriam Léon Deubel

Mit Beiträgen von Pergaud, Jammes, Gregh, Divoire, Duhamel, Périn, Frenay-Eid, Bocquet, Mercereau, Vildrac, Guilbeaux u. a.

Mit graphischen Beiträgen sind in der Bücherei vertreten Roessner, Beckmann, Segal, Meidner; mit kritischen: S. Friedlaender, Schickele, Mießner, Leonhard, F. M. Cahén u. a.

Jedes Buch einzeln à M 1.—, die sechs Bücher zusammen in einem Halblederband M 8.—. Das neueste Beiblatt wird gratis an jede aufgegebene Adresse versandt.

Verlag Paul Knorr · Berlin-Wilmersdorf

Im Jahr 1884 gründete Barrès eine kleine Revue »Les Taches d'encre«, die er allein herausgab und schrieb. Die erste Nummer erschien gerade als Madame Clovis Hugues im Palais de Justice ihren Verleumder, den Geschäftsagenten Morin erschoß. Barrès verschaffte sich Sandwichmänner und ließ sie mit diesem Plakat promenieren: Morin ne lira plus les Taches d'Encre.

*

Auf der Terrasse eines Boulevardcafés trank der kleine Philippe Barrès mit seinem Papa eine Tasse Milch und sah interessiert fünf, sechs junge Damen, die vor dem Café auf- und abgingen und die Gäste mit einem provokanten Lächeln grüßten. »Was machen denn diese Damen«? fragte der Kleine. — »Wettläufe«, sagte Papa Barrès, »die am längsten läuft, bekommt einen Preis.« — »Einen Tugendpreis?« fragte der kleine Philippe.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

Demnächst erscheint:

ERICH VON MENDELSSOHN

NACHT UND TAG

Ein Roman. Mit einem Vorwort von *Thomas Mann.*

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Erich von Mendelssohn ist in seinem 27. Jahr gestorben, just in dem Augenblick, wo er die Kraft in sich fühlte, größere Aufgaben zu bewältigen. Er plante eine Romantrilogie — und ihr erster, im übrigen völlig selbständiger Teil, wurde abgeschlossen: »Nacht und Tag«. — Es ist eine Jugendgeschichte, eben darüber wollen wir Pädagogen und alle die sich mit moderner Erziehung beschäftigen, darauf hinweisen. Denn diese Jugendgeschichte hat ihr besonderes Gepräge. Es ist, in durchaus lebenswahrem und künstlerischem Gewand, eine Auseinandersetzung ernster Art, ein Spiegel, ein Anschauungsmittel für Jugendbildner. Der Schauplatz ist ein modernes Schulgut im Thüringischen. Drei Knaben treffen zusammen, der ganz normale Wirklichkeitsmensch Gruber, der einseitige und in seiner Einseitigkeit tiefe und ursprüngliche Wirklichkeitsleugner Uglist und Mahrensee, der Problematiker, der zwischen ihnen schwankt. Eine moderne Erscheinung, nervösen Temperaments, von Stimmungen abhängig, überempfindlich, selbstquälerisch — aber dabei von einer Zähigkeit, die ihn halten wird. Unsere Nerven sind es, die unsere Ideen bedingen, Weltanschauungskämpfe und physische Gleichgewichtsversuche, das ist die Erkenntnis, die der klare Leser aus diesem Buche zieht, Pädagogik ist eine schwierige, vielleicht unmögliche Aufgabe solchen komplizierten Naturen gegenüber, sie müssen sich selbst finden. Das Buch ist ganz unlyrisch, es ist eine dokumentarische Beschreibung von Zuständen, das macht seinen Wert aus.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

Demnächst erscheinen:

ERNST STADLER

DER AUFBRUCH

Geh. M 3.— · GEDICHTE · Geb. M 4.—

Ernst Stadler, bekannt und in den Kreisen der Jungen bereits hochgeschätzt als Kritiker und Übersetzer, veröffentlicht einen Band Gedichte, der einen ganz ursprünglichen Lyriker offenbart. Ein gedrängter Rhythmus beseelt die weit ausladenden Zeilen seines Strophenbaues, es ist wundervoll, wie ein Gefühl sich langsam gestaltet und alles in der Schwebe bleibt bis die Endreime wie große Schmetterlinge niedergehen. Durch Großstadt und freies Land, Jammer und Glück kämpft sich Musik, dann strömt alle Unruhe in Zuversicht. Schöne Gedichte und was vielleicht noch wichtiger ist: eine Lebenssache, so ernst, so ehrlich, wie irgendeine, »romanhaft« wie irgendein Schicksal. Ohne Programm, tendenzlos, frisch und blutfarben in dieser Zeit der »Literaturpolitik«, wo Temperamente, Gefühle, Richtungen und Schulen wie Aktiengesellschaften gegründet und die Originalgenies in ihrem zartesten Alter an Litfaßsäulen ausgesetzt werden. — Nebenbei ist dieser Dichter Germanist, Professor der deutschen Sprache, wovon er Gebrauch macht, wie oben gesagt.

PAUL ZECH

DIE EISERNE BRÜCKE

Geh. M 3.— · GEDICHTE · Geb. M 4.—

Dieser neue Gedichtband von Paul Zech, dem Verfasser des »Schwarzen Reviers« schließt sich inhaltlich an des Dichters Erstling »Schollenbruch« nur in seinem ersten Teile an. Der weitaus größte Teil der Gedichte ist auf einen gänzlich neuen Ton gestimmt. Liebesstrophen von psalmartigem Charakter und soziale Rhythmen dominieren. Bemerkenswert sind auch die großen Zyklen »Der Hafen«, »Der Stadtpark«, Gedichte wie »Der Mörder«, »Die Sackträgerin«, »Der Priester«, »Die Greisin« erweisen sich als ein angestrengter Versuch zur Gestaltung der neuen Ballade. Im Sprachlichen und Ethischen erscheint »Die eiserne Brücke« wesentlich stärker als alle früheren Bücher von Paul Zech, von dem Erich Mühsam in einem Essay über moderne Lyrik schrieb: Werfel und Zech scheinen unter den Allerjüngsten die Anwartschaft zu haben, auf dem Unterbau der Lyrik des letzten Jahrzehnts gute Dichtung aufzurichten«.

MERCEDES-AUTOMOBILE

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

VERKAUFSSTELLEN UND VERTRETUNGEN AN
ALLEN HAUPTPLÄTZEN DES IN- UND AUSLANDES

Herbert Eulenberg

Zeitwende

Ein Schauspiel in 5 Akten

Umschlagzeichnung von W. Wagner

Geheftet M 2.50. Gebunden M 3.50

Das neue Schauspiel Eulenbergs „Zeitwende" wird die Verehrer des Dichters überraschen. Eulenberg nähert sich bewußt unserer Zeit, er meidet die Ausflüge ins Skurrile und Groteske und läßt sein Stück, dessen Menschenschicksale von der Bühne herab wie bei der Lektüre große Wirkung ausüben werden, rasch und dramatisch abrollen. Mit diesem neuen Element vereinigt die „Zeitwende" aber alle Schönheiten der früheren Eulenbergschen Stücke: die lyrische Sprache, die mannigfachen seelenaufwühlenden Stimmungen, die seltsamen, weltfreudigen, romantischen und schicksalsbeschwerten Menschen.

Kurt Wolff Verlag · Leipzig